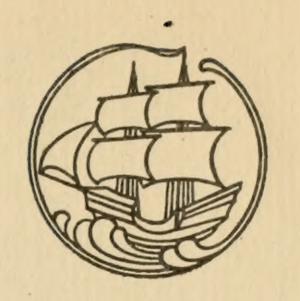


HESPERUS

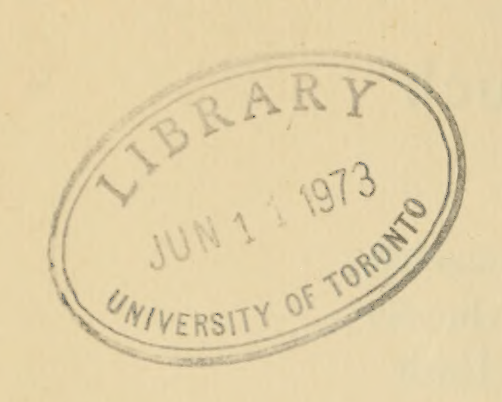
Ein Jahrbuch

von

Hugo von Hofmannsthal,
Rudolf Alexander Schröder
und Rudolf Borchardt

Vesper adest, Juvenes, consurgite!
Catull

Leipzig
im Insel-Verlag
1909


LIBRARY
JUN 11 1973
UNIVERSITY OF TORONTO

AUS EINER VORREDE

VON

JEAN PAUL

DER Teufel (glaub' ich geschrieben zu haben), ist los in diesem Jahrhundert und der Heil. Geist ebenfalls, mein Herr! Ach eine harte Zeit steht an der Türe, Erdfälle und Lauwinen zugleich! Es werden einige Jahrzehende kommen — denn mehrere verträgt das unsterbliche Herz des Menschen nicht — worin Chemie und Physik und Geogonie und Philosophie und Politik verschworen den Isis-Schleier der stillen hohen Gottheit für eine Gestalt selber und die Isis hinter ihm für nichts ausgeben werden. — Das der Nemesis gehorsame Herz, das bescheidnere frömmere Zeiten erzogen haben, wird zagen vor einer frechen ruchlosen Titanenzeit, worin nur Handel und Scharfsinn gebieten und worin ein geistiges Faustrecht zu Gerichte sitzt. Die jetzige Zeit wird von revolutionären Schatten bewohnt, die, wie die homerischen, nicht eher Kraft und Rede haben, als bis sie Blut getrunken. Wohl ist die Menschheit erwacht — ich weiß nicht, ob im Bette oder Grabe: — aber sie liegt noch wie eine erweckte Leiche, umgekehrt auf dem Angesicht und blickt in die Erde.

Diese moralische Revolution (eine politische ist mehr die Tochter als Mutter einer moralischen), dieser Über-

mut des Geistes der Zeit geht bis zu den Kritikern herab, die den Dichter vor der Moral warnen, und die es lieber haben, daß er, wenn er doch einmal sich mit Stoff behängt, das kleinere Übel wähle und eher zu tief in den unsittlichen greife als in den sittlichen. Ihr zerstörten Zerstörer, ihr werdet die Sünder, aber nicht die Dichter vermehren; leiden denn diese bei uns so sehr an der moralischen Teleologie? Und wer durch diese ein Prosaiker wird, der würde es auch durch die unsittlichste von Welt verbleiben, wie die Franzosen beweisen. Ist nicht bei den zwei großen griechischen Dichtern, bei Homer und Sophokles, die Hippokrene ein h. Weihwasser, und ihr Parnaß ein Altar der Nemesis und ganz gebauet auf einen moralischen Sinai? —

Inzwischen wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkundigen ein ganzes Pflanzen- und Tierreich sich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. — Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flammen, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert. —

— Aber wir sind alle so; die Unermeßlichkeit des Raums bewilligen wir den Entwickelungen des Univer-

sums gern; hingegen die Unermeßlichkeit der Zeit schlagen wir ihnen ab, als gehörten nicht beide zusammen. Das tausendjährige Reich des Alls soll (verlangen wir) morgen an unserm Geburtstage draußen eben ausgeschifft vor der Türe stehen und uns gratulieren, damit wir auch davon profitieren. — —

INHALT

Freie Übertragung der

A L K E S T I S

des

E U R I P I D E S.

Personen:

HERAKLES	DER ALTE SKLAVE
APOLLON	DIE ALTE SKLAVIN
DER TOD	EIN JÜNGLING
ADMET	EIN EDLER
ALKESTIS	EIN SKLAVE
DER KLEINE EUMELOS	MÄNNER
PHERES	FRAUEN
STIMME	SKLAVINNEN

Szene: vor der Königsburg.

P R O L O G.

Stimme *auf der Gartenmauer, von einer leisen Musik begleitet, halb Gebet, halb Lied*

SO liebst du nicht mehr dieses gastliche Haus,
Phöbos Apollon?
Und liebtest es doch und hast einst nicht verschmäht,
Phöbos Apollon,
Hier dienend im Hause, ein weidender Hirt,
Zu führen die Herde auf Heide und Hald
Und mit tönendem Rohr zu berauschen den Wald,
Herr, Phöbos Apollon!
Da kamen die Lüchse und weideten mit,
Da folgten die Löwen dem Klang und dem Schritt
In feuerfarbenem Rudel,

Gebunden von süßer Gewalt,
Um deine Zither die bunten Reh
Hintanzten und ließen für deine Näh
Den dunklen, schweigenden Wald!
Vergißt du, Apollon, so bald,
Die sterblichen Menschen so bald?

Apollon *während des Liedes von links aufgetreten, geht langsam gegen das Haus zu, blickt durch das Tor ins Innere*

Sie rufen mich und singen, daß ich einst
In diesem Königshaus, obwohl ein Gott,
Als Hirte an dem Tisch der Knechte saß.
Nicht ungern, fast mit Wehmut denk ich dran,
Weil immer doch Vergangnes lieblich ist . . .
So kam es: meinen Sohn erschlug mir Zeus
Mit bösem Blitz; da ging ich hin und schlug
Ihm die Kyklopen, seine Knechte, tot,
Des Blitzes Schmiede; dafür zwang mich er,
Zu dienen einem Sterblichen, Admet,
Dem König, der in diesen Gauen herrscht.
Das ist vorbei: doch ich gewann ihn lieb,
Den Menschen, meinen Herrn, und weil sie so
Am Leben hängen, diese Sterblichen,
So ging ich zu den Schicksalsgöttinnen
Und bat für ihn, und die gelobten mir,
Er mag dem Tode, der ihm droht, entfliehn,
Wenn einen andern er hinunterschickt
Statt seiner, aber einen, der so will.
Da bebt' er zwischen Scham und Todesangst
Und fragte; und die Frage, kaum getan,
Gereut' ihn, und er wäre lieber tot . . :
Die alten Eltern hatten ihn gehört,

Allein sie schauerten und schwiegen still. —
Da trat sein junges Weib lautlos vor ihn
Und sagte: „Herr, ich sterbe gern für dich,
Ich flehe, anstatt deiner gib mich hin!"
Da wars erfüllt, und Todesgötter, die
Unsichtbar, grauenvoll, auf stummen Flügeln
Mit Todesaugen hingen in der Luft,
Hörtens und wehten ihren jungen Leib
Mit leisem Schauer an, und als er wild
In Angst die Arme um sie klammerte,
Umschlang er eine Todgeweihte schon.
Sie stirbt, eh diese Sonne sinkt, und ich
Muß dieses Haus vermeiden, ich, ein Gott,
Eh noch der Hauch des Todes mich entweiht.
Denn schon durchs Gartenpförtchen tritt er dort,
Der Grauenvolle, ein, der Todesgott,
Der diese Frau die dunklen Wege führt.

Er wendet sich nach rückwärts zum Abgehen.

Der Tod *von links auftretend, ein Schwert in der Hand*

Ha! Phöbos, immer wachsam, immer da,
Wos eines andern Tun zu stören gilt!
Das ist dir nicht genug, daß dem Admet
Sein Schicksal du verwandelt, nein, die Frau,
Die zum Ersatz mir hingegeben wird,
Die mir zu rauben, hast du sicherlich
Den Bogen und den Köcher umgetan?!

Apollon

Ich tu nicht unrecht. Aber dieses Mannes
Elend geht mir zu Herzen. Freilich, dich,
Dich dazu bringen . . .

Der Tod *abschneidend*

bringen, daß ich tu,
Was meines Amtes? Dazu kam ich her.

Apollon

Nein, daß du einen Alten, der zu lang
Im Leben säumt, ein wandelnd Schattenwesen,
Hinnähmest statt der Jungen.

Der Tod

Schweig. Auch ich —
Merk! — freu mich meiner Macht. Ich freu mich, junge
Und schöne Menschen hinzustrecken so!

Apollon

So red ich ganz umsonst?

Der Tod

Umsonst.

Apollon *ganz nahe, ausbrechend*

Du Hund!
Die Menschen und die Götter hassen dich!

Der Tod *kalt*

Laß sie mich hassen, stärker doch bin ich.

Apollon

Auch dieses hat ein Ende. Ja! Der Held
Herakles kommt — und bald! — die Straße hier
Gezogen, klopft um Gastrecht an dies Tor

Und kommt dann über dich und ringt mit dir
Und reißt dir aus den Armen dieses Weib!

Der Tod, *indem er langsam, mit lautlosen Schritten ins Haus geht*

Du redest, redest, aber sehr umsonst.
Dies Weib geht heut hinab in Hades' Haus
Mit mir. Jetzt geh ich dir zum Trotz hinein
Und rühr ihr Haupthaar an mit diesem Stahl,
Unsichtbar, stumm. Dann ist sie mir verfallen.
Er verschwindet im Haus.

Apollon *durch die Mitte nach rechts.*

Pause.

Von der Landstraße, rückwärts links, kommen in kleinen Gruppen Edle von Pherä mit ihren Frauen und treten in den Vorhof.

Ein paar Männer reden

Erster Mann

Unheimlich still ists.

Zweiter

Stumm, als ob die Luft
Den Atem einhielte.

Dritter

Totenstill.

Zweiter

Wie sagt ihr? Ein schlimmes Wort!

Erster *laut, gegens Haus*

Ist hier kein Mensch, kein Freund?

Kein Diener, der uns etwas sagen kann?
Wir wissen nicht, ob unsre Königin
Lebt oder tot ist!

Pause. Große Stille.

Einige Frauen reden

Erste Frau

Mich graut. Mir ist, als wär die Luft voll Stöhnen
Und voll Geräusch von Händen, die sich regen.

Zweite Frau

Hört! Klagen sie nicht drin, als wärs geschehn?

Alle lauschen. Tiefe Stille.

Erster Mann

St!

Zweiter Mann

Kein Schritt! Kein Mensch!

Dritter Mann

Kommt denn kein guter Gott
Und wehrt dies Elend ab?

Erster Mann

Ich meine, wär
Sie tot, so blieb es eben nicht so still . . .

Erste Frau

Auch seh ich kein Weihwasser vor dem Tor,
Wies Brauch vor Türen von Verstorbenen . . .

Zweite Frau

Und Klageweiber müßte man doch hören!

Erster Mann

Und doch ist heute der Entscheidungstag!

Alle flüstern.

Erster Mann

Heut muß sie hinab.

Die Frauen kreischen leise auf.

Zweiter Mann

Schweig! Du zerreißt einem das Herz. Die Frau!
Solange Leben lebt, ist Hoffnung da.

Erste Frau

Nein, die ist nimmer, alles ward versucht,
Auf allen Straßen dampfen die Altäre
Vom Blut der Opfer. Da ist keine Hilfe.

Zweite Frau

Schaut! eine alte Sklavin!

Dritte Frau

Weh, sie weint!

Eine alte Sklavin tritt aus der Haustüre.

Erste Frau

Lebt unsre Königin?

Zweite Frau

Weh! ist sie tot?

Sklavin

Ihr könnt sie lebend nennen oder tot,
Ist alles gleich.

Erster Mann

Was solls?

Sklavin

Sie atmet, freilich,
Wenn ihr das für des Lebens Zeichen nehmt,
Doch hart am Tod, ja, ringend mit dem Tod!

Erste Frau

Der arme Herr!

Zweite Frau

So rettet niemand?

Sklavin

Nein, das ist Geschick!

Zweite Frau

Das Übliche natürlich ist bereit,
Die Bräuch, der Schmuck, worin ihr sie begrabt?

Erste Frau

Das eine kann sie wissen: keine Frau
Der Welt war gut wie sie.

Sklavin

Das streitet heilig
Dir niemand ab. Denn wie sollt eine sein?
Wie zeigte eine größre Lieb und Treu,

Als wenn sie willig für den Gatten stirbt!
Das weiß in Pherä jeder Mensch. Allein
Hört, wie sie diesen letzten Tag verbracht:
Sie wußte wohl, daß es der letzte war,
Machte kein Hehl daraus und schauerte nicht.
Nur ihre Stimme — wenn man so sie kennt
Wie ich — war eigentümlich herb und fremd,
Als hätte sie Entsetzliches versenkt
In ihrer Brust und hätte Angst davor,
Sich selbst zu rühren mit gewohntem Klang.
Heut morgen ging sie an den Fluß und wusch
Die weißen Glieder, nahm Gewand und Schmuck
Aus Zedernschränken, tat sich zierlich an
Und trat zum Altar Hestias und betete:
„O Göttin, da der Tod mich nehmen will,
Bitt ich, behüt die kleinen Waisen mir,
Gib meinem Sohn ein liebes Weib, der Tochter
Gib einen edlen Mann. Und beide, o
Laß sie nicht sterben vor der Zeit wie mich,
Die Mutter, sondern laß sie glücklich leben
Ganz bis zum Ende und im Vaterland."
Dann trat sie hin zu jedem Altar im
Palast, bekränzt' ihn, flehte zu dem Gott,
Nicht weinend, ohne Seufzer, und der Tod,
Der hinter ihr, sie fast berührend, stand,
Verfärbte nicht ihr leuchtendes Gesicht.
Dann ging sie in ihr ehlich Schlafgemach,
Und vor dem Bett brach sie in Tränen aus
Und sagte: „Bette, wo ein halbes Kind
Ich mich zuerst dem Manne ganz ergab,
Für den ich jetzt mein Leben geb, leb wohl.
Ich zürn dir nicht, bringst du doch mir allein

Verderben, weil ich dir und ihm
Jetzt sterbe. Dich gewinnt ein andres Weib,
Kaum reiner, doch wohl glücklicher als ich."
Sie beugte sich und grub sich küssend in
Das Bett und weinte so. Und ausgeweint
Ging sie vom Lager weg, den Kopf gesenkt,
Und kehrte immer wieder um und warf
Von neuem schluchzend auf das Bette sich.
Die Kinder hingen sich an ihr Gewand
Und weinten auf. Sie nahm sie in den Arm,
Eins um das andre küssend, vor dem Scheiden.
Die Diener alle weinten mit, und jedem
Gab sie die Hand und sah ihn freundlich an,
Und keiner war ihr da zu schlecht, daß sie
Nicht hörte, was er sprach, und ihm ein Wort
Nicht sagte.

Pause.

Solches Elend trifft Admet.
Wär er gestorben! Freilich, er wär hin:
Und jetzt? er floh den Tod, der aber warf
Dem Fliehnden in den Rücken einen Dolch:
Die Wunde schwärt ihm fort, solang er lebt!

Junge Frau (*Dritte*)

Besser sterben, den Strick um den Hals, als das erdulden!

Alter Mann (*Zweiter*)

Du redest, du bist jung, du weißt nicht, wie schwer der Tod ist!

Sklavin

Sie atmet nur mehr leise. Aber sie
Will noch einmal heraus ans Sonnenlicht:

Ich geh euch anzumelden: es tut wohl,
In solcher Stunde nicht allein zu sein.

Sie geht ins Haus.

Stille.

Erste Frau

Mir ist, es kommt niemand. Wir sehn sie nimmer!

Zweite *mit ausgebreiteten Armen*

O Gott, heilender Gott!
Mach unsres Herren Not ein Ende!
Gewähre, Gott, gewähre!
Du hast ja früher Rat gefunden,
Gehört, wenn wir zu dir um Hilfe schrien . . .

Mehrere *leise*

Schaut hin, schaut, sie kommt.

Andere *leise*

Auf seinen Arm gelehnt. Er trägt sie fast!

Aus dem Haus kommt Alkestis, an Admet gelehnt. Die Kinder. Dienerinnen. Auf den Stufen wird Alkestis auf Polstern und Decken niedergelassen. Die übrigen treten nach links.

Alkestis

Die Sonne, schau. Sie streichelt meine Hände.
— — — — — — — — — — — — — —
Und Wolken! wie sie gleiten, gleiten! weh!

Schauernd

Die kommen auch nicht wieder.

Admet *vor sich hinbrütend*

Da stehen wir in diesem ganzen Glanz,
Der keinen Sinn hat, zwei Unglückliche,
Die nicht den Göttern taten, was den Tod
Verdient.

Alkestis *sinnend*

Wenn ich da schau, wie sich das abhebt,
Das dunkle Dach vom Himmelsblau, da fällt
Mir etwas ein . . . nein . . . eine Menge! — —: Du!
Von meiner Eltern Haus, wo ich daheim,
Wo mein Brautbette stand . . .

Admet

Gib nicht so nach,
Alkestis, sei doch gut! laß mich nicht so
Allein! Hilf mir die Götter um Erbarmen
Anflehn.

Alkestis

Ich sehs! ich sehe schon das Boot!
Der Totenfährmann steht am Steuer und ruft:
„Was säumst du? Schnell! so eil dich doch!
Bereit ist alles zu der Fahrt! Komm! Komm!"

Schauernd

Ich habe Angst! Admet!

Admet *für sich*

Nein, das geht nicht!
Das trägt kein Mensch!

Er beugt sich zu ihr

Was für ein Boot, mein Kind?

Alkestis

Er holt mich. Weißt du nicht? Er führt mich ja
Ins Haus der Toten, düster schaut er her

in wachsender Angst

Der mit den schwarzen Flügeln, der! der Herr
Der Toten, Hades! Laß mich! Laß mich Arme!
Laß mich! Ich will nicht diese Wege gehn.

Admet

Alkestis, hör mich!

Alkestis *sanft*

Laß mich, laß mich jetzt!
Ja, lehnt mich an. So. Dank! Ich bin so schwach!
Das ist der Tod. Die Augen werden so
Voll Dunkelheit! Ah! Kinder! Kinder!
Die Mutter kann euch nicht mehr sehen. Freut
Euch an der hellen Sonne, meine Kinder!

Admet *halblaut*

Das Wort ist bittrer als der Tod. — Ich fleh
Dich bei den Göttern an, verlaß mich nicht!
Bei den Kindern, die du als Waisen läßt,
Bleib bei uns!
Denn stirbst du, leb auch ich nicht mehr,
Mein Leben bebt in deinem Herzschlag mit.

Alkestis

Lieber Mann!

Mein Los ist nun einmal gefallen. Aber
Du hör, bevor ich sterb, noch meinen Willen:
Da her! Ganz nah! Du Lieber! Daß du lebst!
Ich geb so gern das eigne Leben drum
Und sterbe willig, könnt ich leben auch,
Und wen ich wollte, freien und mit ihm
Hier in dem schönen Hause wohnen. Nein!
Mich lockt kein Leben losgetrennt von dir
Mit vaterlosen Kindern! Nein. Viel lieber
Streif ich dies liebe Leben schauernd ab
Und werf mich in den dunkeln kalten Strom.
Dein Vater und die Mutter,
Die freilich taten schlimm an uns: den Alten
Geziemte wohl, für dich sich hinzugeben,
Dein junges, starkes Leben so erkaufend.
Du bist ihr einziger, doch kein zweites Kind
Statt deiner können sich die Alten hoffen.
Dann dürft ich leben, und du weintest nicht
Und brauchtest keine Waisen aufzuziehen.
Doch all das hat gewiß ein Gott gefügt.
So denk an das, was ich für dich getan,
Und was ich jetzt dich bitten will, gewähr!
Du hast die Kinder ja so gern wie ich,
So zieh sie auf zu Herrn in deinem Haus
Und führ nicht eine zweite Frau herein,
Die, schlimmer als die arme Alkestis, neidisch
Die Hand an deine und meine Kinder legt.
Das tu nicht, ich beschwör dich, nur nicht das!
Stiefmütter sind den ersten Kindern gram,
Ja, unbarmherzig wie die kalten Schlangen sind.
Nicht um den Buben ist mirs bang, der hat
An dir den starken Schutz, allein die Tochter!

Was wird aus der, wenn irgendeinem Weib
Der Vater sich vermählt, die bösen Ruf
Auf ihren Namen bringt und jeden Freier
Dem jungen Ding verscheucht. Du armes Kind!
Ausstatten wird dich nicht die Mutter einst,
Und in der schweren Stunde, wo nichts nötiger
Als eine Mutter, bin ich nicht bei dir.
Denn sterben muß ich, sterben, heute! hier!
In dieser Stunde sagt ihr noch: „Sie war."

— — — — — — — — — — — — —

Lebt wohl. Du darfst dich rühmen, lieber Mann,
Daß du die beste Frau erlesen hast,
Und ihr wohl eine gute Mutter, Kinder!

Admet

O sorg dich nicht, daß alles so geschieht!
Du warst die meine lebend, und im Tod
Bleibst du allein mein Weib, und keine Frau
Trägt diesen Namen, noch der Königin
Stirnreif und goldnen Gürtel hier im Land.
Der Gürtel und der Reif, die bleiben leer,
Leer wie mein Herz, wie meine Arme leer,
Goldfassung ohne Sinn und ohne Wert,
Daraus der Dieb den Diamanten brach!

— — — — — — — — — — — — —

Die mich geboren, haß ich! Meinen Vater
Will ich nicht ansehn. Ihre Liebe ist
Ein Wort im Wind, die deine Öl und Wein,
Nein, Blut, vergossen, meinen Durst zu löschen,
Aus deinem Herzen deiner Jugend Blut!
Wie Vater nicht und Mutter nicht hast du
An mir getan! Meinst du, ich traure drum

Ein Jahr um dich? Was kümmert mich die Zeit!
Solang ich leb, ist Trauer meine Herrin,
Setzt sich mit mir zu Tisch, geht hinter mir
Und steht des Nachts an meinem leeren Bette
Und sieht mich an mit eisernen Augen, stumm.
Und manches Mal schlaftrunken wähn ich dann,
Du stündest da, und strecke meine Arme
Nach ihr und schlafe selig lächelnd ein,
Bis sie mir ihre kalte Hand aufs Herz
Hinlegt und schauerlich der Wahn zerrinnt.

— — — — — — — — — — — — — —

Sonst war mein Haus mit Fackeln, Flötenschall
Und Blumenkränzen tönend angefüllt,
Und seine Fugen bebten von Musik!
Jetzt steht es hohl und tot, ein Sarg der Lust,
Wie Früchte innen voller Moderstaub!
O komm im Traum nur manches Mal zu mir!
Hätt ich des Orpheus wilden, süßen Mund,
Hätt ich sein Saitenspiel, drauf Herzenslust
Und Sehnsucht und Verführung und Genuß
Anstatt der Saiten aufgezogen sind,
Daß ich den Schattenkönig und sein Weib,
Persephoneia, rührend, aus der Nacht
Dich rettete! Ich stieg hinab, und keiner
Von den Dämonen sollte mir verwehren,
Dich heimzutragen an das Licht, Geliebte!
So bleib ich hier am öden Ufer stehn,
Ohnmächtig winselnd, bis der Tod mich holt
Und dir entgegen führt zum zweitenmal!

Alkestis

Habt ihr verstanden, Kinder, wie der Vater

Gelobte, daß er nie ein andres Weib,
Mein Flehn mißachtend, euch zur Mutter gibt?

Admet

Ich schwör es abermals und heilig dir.

Alkestis

Jetzt mußt du ihnen auch die Mutter sein.

Admet

Wohl haben sie mich nötig, dein beraubt.

Alkestis

Ich sollte leben, Kinder, und ich muß
Hinunter!

Admet

Was beginn ich ohne dich!

Alkestis

Ein Toter ist ja nichts! Ein wenig Zeit,
Und alles dies ist dir so fern und fremd!

Admet

O verlaß die Kinder nicht!

Alkestis

Ich muß fort, Kinder, Kinder! Lebt wohl!

Admet

Was willst du denn! was willst du denn!

Alkestis

Fortgehn. Leb wohl.

Sie sinkt zurück.

Admet

Alkestis! Tot!

Die Männer und Frauen

Tot!

Der kleine Eumelos

Vater, die Mutter macht so große Augen,
Sie hat so starre Finger. Mutter, hör doch!

Admet

Sie sieht dich nicht, sie hört dich nicht, wir sind
Sehr elend, Kinder: arm ist euer Vater!

Ein Edler

Mein König, tragen heißt die schlimme Not.
Wir alle leiden diesen großen Schmerz.

Admet

Das weiß ich ja. Nicht plötzlich ists gekommen:
Dies namenlose Leid, ich ahnte es
Seit langem schon, und manchmal in der Nacht
Beugt ich mich über sie in solcher Angst,
Als müßt ich plötzlich, wie die Kerze lischt,
Ihr Leben mir im Arm auslöschen sehn.
So grauenvoll ist, wenn man es bedenkt,
Das Leben. Also jetzt muß ich hingehn
Und diese Tote da begraben. Ihr
Bleibt nur indessen, laßt sie nicht allein,
Und singt ein frommes Lied dem Gott, den Flehen
Nicht rührt. Doch ganz Thessalien, soweit
Mein Speer gebietet, trauere mit mir!

Die süßen Flöten, die sie aus dem Holz
Des Lotosbaumes schneiden, sollen schweigen.
Ich will nicht, daß sie mich vergessen lehren!

Er geht ins Haus. Die Frauen schmücken die Leiche und bahren sie rechts unter dem vorspringenden Dach auf. Die Männer treten in den Hintergrund.

Der kleine Eumelos

Was legen sie die Mutter auf die Trage?
Kann sie denn nicht mehr gehn, hat sies verlernt?
Was ziehn sie ihr die schönsten Kleider an?
Was geben sie ihr goldne Spangen um?
Ist doch kein Fest?

Die alte Sklavin nimmt ihn auf den Schoß und redet mit ihm leise.

Der kleine Eumelos

Ein fremder Mann? wann bringt er sie denn wieder?

Die älteren Frauen *an der Bahre, rezitativisch*

Es pflücken die Menschen die Früchte des Lebens,
Die Wunder der Weite, die Wunder der Nähe.
Sie saugen den Zauber der Töne aus Flöten
Und Königsgedanken aus Träumen der Nacht.
Sie fahren im hohen Wagen des Lebens
Mit stolzen Stirnen den Wunderweg,
Da springt gegen sie mit eichener Keule
Und schlägt sie nieder das stumme Geschick.

Die jüngeren Frauen

Wir dürfen nicht fragen, wir könnens nicht fassen!
O brechet die Früchte, umschlinget einander,
Beladet mit Leben die fliehenden Stunden,

Mit Lachen und Liebe, mit Herrschaft und Lust!
Was frommen die duftenden, goldnen Sandalen,
Was frommen die Spangen, was frommen die Blumen,
Um nieder ins Dunkel zu folgen dem Tod?

Sklavinnen heben die Bahre auf, und der Zug geht, singend von allen Frauen geleitet, durch die gewölbten Gänge rechts vorne langsam ab.

Gesang der Sklavinnen

Nicht des Geiers Schwingen schlage
Ihr ums Haupt, die wilden, Tod,
Flieg ihr auf den Mund, ein Falter,
Schwarz und still im Abendrot!

Führ sie nicht die schlimmen Wege
Zu der blutigen Schatten Schar,
Laß sie gehn auf Dämmerwiesen,
Träumerei und Mohn im Haar!

Einer von den Männern am Tor zeigt den andern etwas. Bewegung, wachsende Unruhe.

Einer *oder* Mehrere *rufen*

Er ist es! Von Nemea ists das Fell!
Die Keule ists! Der Held Herakles ists!

Herakles *in den Torweg tretend*

Geh ich hier recht zur Schwelle des Admet?
Treff ich den König, euren Herrn, daheim?

Ein Jüngling

O laß mich sie anrühren, Herr, die Keule!

Ein Älterer

Meinst du, es müßte was hinüberzucken

Vom wilden Feuer der Lernäischen,
Vom Löwenkampf und von Kentaurenschlachten?

Ein sehr alter Mann

So hab ich noch den Herakles gesehn,
Bevor ich starb, und kann im Schattenland
Davon erzählen, wenn mich einer fragt!

Herakles *lächelnd*

Da hast du gar was Großes, alter Mann!
Staunst du auch jedesmal, wenn du den Blitz
In alte Bäume fahren siehst? Und doch,
Der schlägt viel stärker zu als ich und kommt
Viel weiter her.

Ein junger Mann

Der Blitz hat nur noch nie mit uns geredet!
Du aber, wenn du nur den Mund auftust,
Ist einem doch, als wüchsen alle Sterne,
Als würden alle Wasser feuerfarb,
So läuft ein Wind von Wundern vor dir her!

Der Jüngling

Und sag, Herakles, wohin gehst du jetzt,
Daß du an unsrer Stadt vorüber mußt?
Damit ich, wenn ich künftig dieses Tal
Und die vertrauten Wege seh, mir sag:
Auch hier bist du so gut im Märchenland
Als irgendwo, nur wie der Floh im Pelz;
Was kümmerts ihn, ob Löwe oder Hund?

Herakles

Zum König Diomedes geht mein Weg.

Der alte Mann

Da mußt du über öde, düstre Berge,
Wo alles Leben starrt und alles Licht
Von grundlos tiefen Weihern stumm verschluckt wird.

Der Jüngling

Doch was entreißen willst du diesem König?

Herakles

Kein schönes Weib, dein Auge blitzt umsonst:
Nur seine Rosse brauch ich.

Irgendeiner

Weh! die wilden!
Die aus den Nüstern Feuer sprühn und denen
Statt Heu lebendge Menschen in die Krippe
Zu grauenvollem Fraß geworfen werden! . . .

Herakles

Die eben locken meinen Herrn, Eurystheus,
Den König, dem ich diene. Ich begreifs,
Daß, wer die Hesperidenäpfel hat
Und wer der Amazonenkönigin
Knirschenden Gürtel seiner jungen Tochter
Zum Zierat um die Hüfte legen kann,
Daß der im Stall gerade nur die Rosse
Des Diomedes will.

Stimmen

Der König kommt!

Admet *in Trauerkleidung, tritt aus dem Hause*

Ich grüße dich, Herakles, Sohn des Zeus.

Herakles

Heil sei dir, König!

Admet *bitter*

Wohl, das wünscht ich sehr.
Vergib. Mein ganzes Haus ist dir zu Dienst
Mit Trunk und Schatten, Lager, Herd und Knecht:
Mich selber nur entlaß, mir ist die Seele
Wie mohnbetäubt von traurigen Gedanken:
In meinem Haus steht eine Totenbahre.

Herakles

Dem Trauernden will ich nicht lästig sein.
Daß du um einen Nahverwandten weinst,
Ich wußt es früher nicht, jetzt freilich geh ich
Und suche mir ein andres Haus zur Rast.

Er wendet sich zum Gehen, der König sieht ihm teilnahmslos nach; plötzlich besinnt er sich, richtet sich auf und sagt stark

Admet

Herakles, nur dies eine tu mir nicht,
Daß du, ein Gast, umkehrst auf meiner Schwelle!

Herakles

Entlaß mich, und ich dank dirs tausendmal.

Admet

Ich lasse dich zu keines andern Herd;
Eh ließ ich meine Toten unbegraben!
Ward meine Art so ganz unköniglich,
Daß ich den fortscheuch, den ich ehren soll?
Und dafür solch ein Opfer! Pfui! Die schönsten

Früchte bringt man wohl den Gartengöttern,
Damit der wilde Wind in Sommernächten
Die schlechte Vogelscheuche uns verschone?
Nein! daß er nicht die edlen Äste breche,
Die Träger goldner Frucht! — Um einen König,
Um einen milden König über Männer
Und Land und Flüsse, einen reichen König
Hat diese sterben dürfen, nicht um einen,
Der eines Königs Puppe. Hör, Herakles:
Mir starb kein Nahverwandter, nein, ein Weib,
Zwar nötig hier im Haus, doch eine Fremde.
Sie blieb nach ihres Vaters Tod als Waise
Bei uns. Gleichviel. Tot sind die Toten. Geht,
Schließt auf die Fremdenhallen. Du lauf hin
Und heiß sie Speisen bringen für den Gast,
Nur hinter ihm verschließt die Tür, ihn soll
Es nicht im Schmausen stören, wenn sie hier
Die Totenlieder singen, wie sichs ziemt.

Er schließt mit schwankender Stimme

Geh . . . jetzt . . . hinein . . . verzeih . . . Du siehst mich . . . Später!

Diener öffnen die Tür der Halle rechts vorne und führen den Herakles hinein. Der König, im Begriff ins Haus zu gehen, wendet sich nach den untereinander murmelnden Edlen zurück und sagt stark

Admet

Wer mich hier nicht versteht, wer fragen will,
Wie dieses Tun zu solcher Trauer stimmt,
Wem alles dies unziemlich scheint und hart,
Der schweige und bedenk: der König tats.

Eine Stufe heruntersteigend

Ihr schautet doch zu meinen Vätern auf

Und dachtet: „Wenn uns der durchs Feuer führt,
Ists gut, trägt er doch Helm und Schild von Göttern,
Und tötet er, so kommts als wie ein Blitz,
Nur mittelbar, aus eines Gottes Faust."
Ich aber hab viel größeres Geschenk
Und Gabe, die mich über Menschen hebt,
Als Schwerter, die vom Himmel fielen, Rosse,
Die reden, Flammen um die Stirn und Stimmen
Aus Bäumen tönend: mir ist auferlegt,
So königlich zu sein, daß ich darüber
Vergessen könne all mein eignes Leid!
Der schöne Leib der jungen Königin
Ward in die Erde eingesenkt als Same:
Nun sollen, Wunderbäume, Zweige spreizen,
Von Taubenschwärmen rauschend; alle Flüsse
In meinem Lande sollen kühner rollen
In lauterem Triumph und rollend spiegeln
Den Schatten wundervoll erhöhten Lebens;
Und Zaum und Zügel aller dieser Wunder
Will ich wie diesen Stab in meiner Hand
Beherrschend halten und mein Leid vergessen!
Meint ihr, der Mann wär über meine Schwelle
Getreten, wenn er wüßte, daß das ist,
Was ich ableugnete? Und dieses Haus
Soll nicht zum erstenmal ungastlich heißen!

Er wendet sich, um ins Haus zu gehen. Unter dem Eingang kommt ihm die Bahre mit der Toten entgegen, von Spielleuten, Fackelträgern und Sklavinnen umgeben.

Admet *vor der Bahre zurückweichend*

So kommt ihr mir entgegen, habts so eilig,

Admet

Ja, Vater, sei nicht bös, mich dünkt, sie braucht
Ihn nicht, und mir ist wohler, seit er fort!

Pheres

Sohn, du denkst viel an dich, hast wenig Mitleid
Mit ihr, die doch um deinetwillen starb.

Admet

Dein Mitleid! Mitleid hätte dir geziemt,
Als fürchterlich auf meines Hauses Schwelle
Der Totenäugige stand und auf mich schaute!
Da krochest schaudernd du in dich und schwiegst!
Soviel an dir lag, bin ich tot!

Pheres

Du freust
Dich doch des Lebens, und ich sollt es nicht?
Kurz dauerts wohl, ist aber süß.

Admet

Sehr süß
Dünkts dir, das merk ich.

Pheres

Und dir nicht? So warsts
Nicht du, der damals schamlos sich gesträubt
Und seine junge Frau hinabgestoßen!
Rückst du mir Feigheit vor, du Allerfeigster!
Und dich hat doch ein schwaches Weib besiegt,
Die sich dem schönen Knaben opfern ging!
Du wirst ja noch unsterblich, findest du

Nur jedesmal ein Weib gewärtig, dir
Zulieb, zum Dank für manche süße Lust,
Zu sterben.

Admet *schreiend*

Vater, solche Worte sprich
Du lieber nicht, so ohne Scham und Scheu!

Pheres

Daß keiner doch die Wahrheit hören mag!
Die

auf die Bahre zeigend

freilich war nicht schamlos! aber töricht!

Admet

Ich lud dich nicht, ich hieß dich nicht willkommen!
Ich will dich nicht! Geh fort und laß die Tote
Mich doch begraben. Schweig! und geh! geh! geh!

Pheres

Ich geh. Was brauch ich mich hier schmähn zu lassen
Von einem frechen Burschen. Bin ich etwa
Ein Sklave? Bin ich nicht ein König, he,
So gut als er ein König? Kommt, wir gehn.

Pheres mit seinem Gefolge ab.

Der Leichenzug ordnet sich, Admet hinter der Bahre. Man hört Herakles in der Halle singen und lärmen.

Von dem Trauerzuge löst sich am Tor ein alter Sklave ab und bleibt zurück. Mit dem verhallenden Gesang des abgehenden Zuges vermischt sich das ungefüge, nicht deutlich verständliche, trunkene Singen des

Herakles
Weiberarme, Weinreben
Umschlingen das Leben,
Sonst lägs schon in Stücken,
Wer sollt sich drum bücken?!

Der alte Sklave, *dann und wann unwillig auf das Gejohle des Herakles horchend*

Ja, lärm nur, roher Bursch! Wahrhaftig ich
Hab manchen Fremden hier im Haus bedient
Mit Trank und Speise, aber keinen schlimmern
Als den da drin. Tritt trotzig in das Haus,
Obwohl er unsern Herrn in Trauer sieht!
Nimmt — keineswegs bescheiden — was man ihm
An Gastgeschenken bietet, ja wenn wir
Ihm etwas nicht von selber bringen, treibt
Er uns drum fort! Und setzt sich hin und säuft
Der schwarzen Reben ungemischten Saft,
Bis ihm der Wein den viereckigen Kopf
Erhitzt! Dann kränzt er sich die Stirn
Mit Myrtenzweigen und beginnt ein Lied
Zu brüllen, daß es ungefügen Schalls
In unsre frommen Totenlieder dröhnt.
Und ich steh ihm zu Diensten, schafft der Herr!
Wahrhaftig, übertriebne Gastlichkeit!

Gegen die Halle

Du Straßenräuber, du! du schlauer Dieb!
Dir zu gefallen muß gerade ich
Wegbleiben, nicht der Herrin letzten Gang,
Nicht sehen, wie sie Fackeln ihr zu Haupt
Und schöne Krüge ihr zur Seite stellen
Und Zaubersprüche murmeln zur Musik!

Da gehn sie und sind alle so gerührt
Und weinen um die gute Frau, nur ich,
Als wär ich nichts, gehörte nicht zum Haus,
Muß abseits stehn, nicht besser als ein Hund!

Herakles ist aus der Tür der Halle getreten, steht im Gang; er ist erhitzt; er trägt den Kranz um die Stirn, den efeubekränzten Becher in der Hand.

Herakles

He! trübsinniger, lächerlicher Knecht!
Was guckst du dort dem toten Weibe nach
Und läßt mich dürsten, den lebendgen Gast!
Bist mürrisch gegen einen Freund des Herrn
Und nur bekümmert um die Fremde dort?
Laß die in Ruh, der Tod läßt sein Geheimnis
Nicht fallen, wie der Apfelbaum die Frucht:
Warum er Menschen ausbläst und die Lampen
Daneben ruhig weiterbrennen läßt!
Komm her, merk auf, daß du gescheiter wirst,
Und bring mir mehr vom dunklen Saft der Mutter!
Im Rausch begreifst du alles, auch den Tod!
— Ich würgte einmal einen Riesen tot,
Weiß nicht mehr wo, der war der Erde Sohn
Und prahlte, durch die Sohlen ströme Kraft
Ihm auf, wie durch die Wurzeln in den Baum.
Ich hob ihn in die Luft und würgt ihn dort!
Nüchterne Menschen sind wie der arme Narr,
Und zappelnd sehnen alle sich zurück
Nach ihrem Muttergrund, der Trunkenheit!
Göttliche Art der Trunkenheit vielleicht
Ist, was wir Totsein heißen!

Weintrunkne und Verliebte, die Berauschten
Der Kypris, schaun mit solchen sonderbaren
Augen auf einen, als ob sie, aus Dämmrung
Voll Wundern, zwinkernd ins Alltäglich-Grelle
Einträten —: kämen aber Tote wieder,
Sie hätten noch viel wundervollre Augen,
So vollgesogen innerlich mit Wundern, —
Mit riesenhafter Lust, mit schwarzen Flammen,
Und was noch sonst im Herzen träumt der Erde —
Wie Diamanten, die vom Licht des Tags
Dem eingeschluckten, nachts unmäßig strahlen!
Ja, irgendeine schlechte, blöde Magd
Käm aus dem Tor des Todes so zurück,
Wie ihr erschauernd eine Göttin träumt,
Mit bösem, süßem Mund und dunklem Blick!
Noch immer mürrisch? He, das schickt sich nicht!

Der Sklave

Der Tag ist nicht darnach, daß es sich schickt,
Zu lächeln.

Herakles

Etwa wegen dieser Fremden?
Des Hauses Herren leben, daran denk.

Der Sklave

Die leben? du kennst nicht des Hauses Leid?

Herakles

Wohl, wenn mich dein Gebieter nicht belog.

Der Sklave

Mein König, allzu gastlich ist dein Sinn!

Herakles

Soll ich der Fremden halber unbehaglich
Mirs machen?

Der Sklave

Fremd! Das ist das rechte Wort!

Herakles

So hat Admet das Rechte mir verhehlt?

Der Sklave

Entlaß mich, Herr, uns kümmert unsres Herrn
Geschick.

Herakles *betreten*

So klagt man nicht um fremdes Weh!

Der Sklave

Dann hätt ich dir dein Johlen nicht verdacht!

Herakles

So hat mein Gastfreund falsch an mir getan!

Der Sklave

Zu keiner guten Stunde kamst du, Herr!
Wir haben Trauer. Schau: geschornes Haar
Und schwarze Kleider.

Herakles

Ist der Vater, red,
Dem Herrn gestorben? von den Kindern eines?

Der Sklave

Herr, es ist unsre Frau, die Königin!

Herakles

Was? und trotzdem verhehlt ers, nahm er mich
So auf?

Der Sklave

Weil er dich nicht fortweisen wollte,
Weil er sich scheute.

Herakles

Wohl, er sah so drein,
So ganz verstört wie einer, neben dem
Der Blitz in Boden fuhr — Ich wollte nicht
Herein, allein ich überwands, weil er
Mich bat — Und da bin ich gesessen
Und hab getrunken, ja ich sang, mir scheint.

Er legt den Kranz ab, stellt den Becher weg

Du, du bist schuld, warum hast du mirs nicht
Gesagt.

Er schüttelt ihn an den Schultern.

Der Sklave

Er wehrte mirs, Herr, er verbot
Mir, nur mit feuchten Augen dir zu nahen.

Herakles

Du, das ist schön! Das ist viel mehr als Trunk
Und Gastgeschenk, wies Könige wohl geben.
Wenn solche Sitte in den Menschenköpfen

Jetzt wüchs, da würde vieles seltsam anders:
Der nahm mich in sein Haus und lächelte,
Obwohl er innen wilden Jammer trug!
Der schweigt wohl auch, wo er der Stärkre ist,
Und läßt den Schwächern prahlen! — Mann, ich will
Mich nicht vor dir so was wie schämen! Mann,
Ich geh und hole dir dein Weib zurück! . . .

Ungeduldig, da der Sklave seine Raschheit nicht begreift

Der Platz, wo er sie hingelegt, dem Tod
Zur Beute?

Der Sklave

Herr, du siehst, dort wo den grauen
Olivenhain die weiße Straße schneidet.

Herakles

Drei Pinien beugen sich . . .

Der Sklave

auf einen Weiher,
Ein altes heiliges Wasser.

Herakles

Und der Weg?

Der Sklave

Der nächste übern Kamm des nackten Hügels.

Herakles

Hin stürm ich, leg mich in den Hinterhalt,
Und kommt der schwarzbeschwingte Schleicher Tod,
Mit gierigen Lippen Blut den schwarzen Lämmern

Aus ihrem Hals zu schlürfen, werf ich mich
Auf ihn und drück ihn hart und würg ihn wild,
Und keine Macht der Welt entreißt ihn mir,
Eh ich die Tote ihm. Allein, verfehl
Ich ihn und kommt er nicht zum blutigen Mahl,
So steig ich nieder zu des Hades Haus
Im sonnenlosen Land und bitt sie los,
Ich führ Alkestis in des Freundes Arm
Zurück! Er soll nicht sagen, wohlgetan
Hab er, der Edle, einem schlechten Mann!

Herakles ab, der Sklave ins Haus.

Die Bühne bleibt eine Weile leer.

Dann kommt Admet, auf seinen Stab gestützt, hinter ihm die Männer.

Admet

Aus leeren Augenhöhlen starrst du her,
Mein Haus! Öd streicht die Luft durch Leeres hin,
Die Bäume brüten häßlich, stumm ist alles!
Gebt einen Mantel, mir ist kalt.

Er hüllt sich ein und setzt sich dumpf brütend auf den Steinsitz rechts vorne; die Männer stehen links zurück.

Als Kind
In Winternächten, wenn ich allzu schwer
Den satten Glanz des Lichts, lebendiges Wasser
Und andres Sommerglück entbehrte, da
Hielt ich die magern Hände vor ein Licht
Und freute mich am Purpur meines Bluts:
Das war doch schön und blieb doch immer mein!
Das andre kommt und geht, so eingekernt
In stumpfe Schalen, so unwesentlich,

So sich entziehend, während es sich gibt!

Er hält seine Hand gegen den Himmel, wie um durchzuschauen

Das Licht ist schon zu matt, es glüht nicht durch!
Und doch bebt deines Herzens Herz, Alkestis,
Hier drin, und solcher Aufschwung, solche Träume,
Die ohne dich in dieses Blut nie kamen . . .

Ein Jüngling *tritt hinter ihn, beugt sich über seines Sitzes Lehne und sagt*

So wie vor heilgen Quellen, Götterbäumen
Und andern Wohnungen der Himmlischen,
So beten wir vor unsrer Herrin Grab:
„Heil, Holde dir, gewähr uns Gutes, Herrin!“
Und wenn sie dran vorübergehn, sagt einer:
„Sie starb um ihren Herrn, nun ward sie Göttin,
Ja, Kinder, selge Göttin, nicht geringer
Als andre, die der Adler aufwärts trug
Oder der Erde heilger Mund verschlang!“
Kanns dich nicht trösten, König, hörst du das?

Admet starrt teilnahmslos vor sich hin, ohne auf ihn zu achten.

Admet

Kämst du im Traum nur manches Mal zu mir . . .
Das wär mir mehr, als ich begreifen kann.
Nein, gäben meines Bluts Atome nur,
Was sie von dir umschlossen halten, frei,
Dann träumt ich fort von dir und wüßte drum!
So aber träum ich dumpf in solchen Tiefen
Der Seele, draus nur Ahnung Kunde gibt
Von dir, wie von den andern Göttlichen,
Den Göttern oder Bäumen oder Quellen:

Denn alles dies lebt irgendwo in uns:
Da saugt die dunkle Wurzel unsrer Kraft
Wie blinde Hündlein an der Mutter Zitzen!

Er wiederholt halb unbewußt

Wie Vater nicht und Mutter nicht hast du
An mir getan!

Pause.

Tot! Tot! Kann denn das sein?
Nicht da! nicht dort! und kommt nie mehr herein!

Er sagt die Worte vor sich hin, als verstünde er sie gar nicht; erst nach einer Weile scheint er sie zu fassen und bricht in Schluchzen aus; wie er den Kopf hebt, sieht er vor dem Tor ein paar Frauen vorübergehen; fast schreiend

Ich trag den Anblick eurer Weiber nicht!

Er steigt die Stufen im Hintergrund zur Mauer empor

Das Land ist fürchterlich! die Wiesen reden
Von ihr, die Teiche sehnen sich nach ihr!
Die Bäume sind, als ob sie weinen wollten!

Stöhnend

Seid lieber häßlich, starr und stumpf als so!

Pause.

Aufschreiend

Zu mir, Adrast, zu mir! schaut hin! schaut hin!
Mich dünkt, ich seh den Tod mit meinem Weib!
Der Mann, dort! dort! dort! dort! er führt ein Weib!

Irgendeiner *am Tor hinausspähend*

Herakles, Herr, dein Gast ists, Herr! der tritt

Mit einem fremden Weib jetzt aus dem Hohlweg.
Erkennst ihn nicht? er kommt ja auf uns zu!

Herakles kommt zurück, eine vollständig verschleierte Frau (Alkestis) an der Hand führend.

Herakles

Soll ich frei reden, Herr, zum Freunde frei?
Als ich in deinem Leid dir nahte, da
Hätt ich mich gern als Freund erprobt, doch du
Verschwiegst mir deinen Kummer, nahmst mich auf,
Als wärens fremde Leiden nur, die dich
Bekümmerten. Und ich bekränzte mich
In deinem Unglückshaus und trank und sang!
Das tadl ich, tadle, daß mir das geschah.
Allein genug davon. Nicht Vorwurf noch
Will ich zu deinem Leiden häufen, Freund.
Weshalb ich wiederkomme, hör, Admet!
Bewahre mir dies Weib in deinem Hause,
Bis ich den König Diomed erschlug
Und wiederkehre mit den wilden Rossen.
Doch trifft mich, was fern bleibe, halte sie
Als mein Geschenk im Haus als Dienerin.
Nicht leicht erwarb ich sie, der Kampfpreis wars
In einem harten Ringen, doch davon
Erzähl ich dir ein andermal. Vielleicht
Lobst du mich dann sogar für meinen Kampf:
Bewahr sie gut, Admet, sie ist mir wert.

Admet

Du mußt nicht falsch verstehn, warum ich dir
Mein unglückselig Los verbarg; es wäre
Ja nur zum alten neues Leid gekommen,

Scheucht ich dich von der Schwelle, und genug
Hatt ich zu tragen schon an dem, was war.
Doch dieses Weib, ich bitte, wenn es angeht,
Heiß einen andern Gastfreund dir bewahren,
Der nur gerade nicht mein Leid erfuhr.
Ich könnte dieses Weib nicht sehn im Haus
Und ohne Tränen bleiben! . . .

Mit wachsender Erregtheit

Die dumpfe Starrheit meines Innern löst
In Sehnsucht qualvoll ihre Gegenwart,
Vergeßne Dinge weben durch mich hin,
Ein Schauer von Alkestis rührt die Fibern,
Und grauenhafter spüren sie das Leere!
Zwischen zu Boden sehn und sie anschaun
Durchleb ich neu das Wissen des Verlusts,
Den Blitz, den Wahn, als wär es nur ein Traum,
Und abermals Hinfallen in das Nichts.
Das ist zu viel. Mir ist mein Gram genug.
Dann: sie ist jung, ich sehs an diesem Schmuck:
Zu viele Männer hab ich hier im Haus,
Und wahren möcht ich doch des Freundes Gut.
Und meiner toten Frau Schlafkammer ihr
Einräumen? Nein, Herakles! Sieh, und wenn
Ichs tät, die Menschen reden ließ und schmähn:
„Vergessen hat er seine Retterin
Und ruht in eines fremden Weibes Arm!"
Auch das, auch das! allein ich kann doch nicht,
Nicht wahr, ich kann doch nicht! die Tote kränkts;
Ich hasse, es zu denken! Aber du,

von ihrem Anblick unwillkürlich ergriffen

Wer immer, Frau, du bist, Alkestis gleichst du,

Das wisse . . . zwar du weißt nicht, was im Grund . . .

Er bricht ab

Ah! bei den Göttern! schaff mir aus den Augen
Dies Weib, o quäle mich Gequälten nicht!
Wenn ich sie sehe, glaub ich mein Gemahl
Zu sehn, ja mehr, mein Leben kommt zurück!
Mein Schmerz und alles Fühlen fällt von mir!
Und lautlos wie ein Schleier löst sich ab
Vom nackten Ich das bunte Schicksalskleid.

Mit innerem Schauer

Als trüge mich der Adler in die Luft
Und unter meinem Fuß versänken die
Verlaßnen Lebensfluten dieser Welt!
Ein Schauder geht von dieser Fremden aus,
Als wär sie aus dem Herzen aller Dinge
Ans Licht getreten! Weh! ans Licht! Die Toten,
Die kommen auch nicht wieder! Herber Kummer,
Den ich da wieder kosten muß!

Herakles

O, hätt ich
Die Macht von Zeus, aus Hades dunklem Haus
Dir dein Gemahl zurückzuführen, könnt ich
Dir diesen Liebesdienst erweisen!

Admet

Wohl,
Allein du ahnst ja nicht, wie schwer es ist!

Herakles

Es frommt ja gar zu nichts, das neue Seufzen!
Das Wort der Klage ist verlorner Atem!

Admet

Das weiß ich selber, aber Sehnsucht schreit
In mir und fragt mich nicht und macht mich elend,
Elender, als ich sagen kann!

Herakles

Dein Kummer
Ist neu, allmählich lindert ihn die Zeit.

Admet

O ja, die bringt ihn schließlich auch zur Ruh,
Bringt sie doch einmal mir den Todestag!

Herakles

Es heilt ein Weib und neuer Ehe Lust
Den Jammer.

Admet

Schweig! Das hätt ich nicht gedacht
Von dir!

Herakles

Wie? willst du ewig Witwer sein?

Admet

An meiner Seite ruht kein zweites Weib!

Herakles

Meinst du vielleicht, das nützt der Toten was?

Admet

Ich will sie ehren, wo sie immer sei!

Herakles

Das ist sehr schön, doch töricht, nimmt mans recht.

Admet

Werd ich der Toten untreu, an dem Tag
Will ich auch sterben!

Herakles

Alles gut und schön.
So nimm das Mädchen hier an deinen Herd.

Admet

Niemals! Bei deinem Vater Zeus, verschon mich!

Herakles

Schwer wirst du fehlen, tust dus nicht.

Admet

Und wenn
Ichs tu, so schaff ich mir die ärgste Pein!

Herakles

So tus, Herr, mir zuliebe! Freundesdienst
Frommt sicher, so begehrt und so gewährt!

Admet

O hätt er die im Kampf sich nie gewonnen!

Herakles

Ich siegte nun einmal und du mit mir!

Admet

Schön, schön. Allein, das Weib heiß von dir gehn.

Herakles

Nun, wenn sie gehn muß, geht sie. Überlegs.

Admet

Sie soll schon müssen, zürnst nur du mir nicht.

Herakles

Ich wünsche, Herr, ich bitte, nimm sie auf!

Admet

So habe deinen Willen; ehrlich, Freund,
Mir tut das alles wenig wohl von dir.

Herakles

Du sollst uns schon noch loben, folg nur jetzt.

Admet

Führt sie hinein, ich muß sie dann wohl nehmen.

Herakles

Herr, deinen Knechten überlaß ich nicht
Dies Weib.

Admet

So führ sie selber, wenns beliebt.

Herakles

In deine Hände, König, geb ich sie.

Admet

Ich rühre sie nicht an, sie trete nur
Ins Haus.

Herakles

Ich werde deiner rechten Hand
Sie anvertrauen, keinem andern sonst!

Admet

Du zwingst mich, widerwillig muß ichs tun.

Herakles

Streck aus die Hand, Admet, und rühr sie an.

Admet

Wohl aber so, als wärs der Gorgo Haupt.

Er rührt sie mit abgewendetem Gesicht an.

Herakles

Du hast sie?

Admet

Ja!

Herakles

So wahre sie.

Er nimmt ihr den Schleier vom Gesicht

Du rühmst
Dereinst: ein edler Gastfreund sei der Sohn
Des Zeus. Schau dieses Mädchen an, mich dünkt
Sie gleicht Alkestis, deiner toten Frau!

Admet *wendet sich um*

O Götter! Was? was soll ich sagen? bist
Du mein Gemahl?

Sich gewaltsam zurückhaltend

Nein, nein, du bist
Ein Spuk von irgendeinem bösen Gott,
Um mich zu quälen, boshaft ausgeheckt.

Herakles

So schau sie an!

Admet

O wär es nur kein Schatten aus dem Hades,
Wärs nur lebendig! Rede doch mit mir!
Herr, steht hier wahrhaft meine Frau vor mir?
Herr, darf ich sie berühren? Herakles!
Red ich sie an?

Herakles

Admet, nicht Schatten führt ein Freund empor,
An der Lebendigen erfreue dich!

Admet *zweifelnd*

O meiner Liebsten Aug und Leib! Ich hab
Dich wieder, die ich nimmermehr gehofft
Zu sehn?

Herakles

Du hast sie: fern sei dir der Neid
Der Götter!

Admet *ohne auf ihn zu achten*

Weh! Mich faßt ein Schauer an!
Warum so lautlos steht mir diese da?
Was ist da Fürchterliches um sie her,

Daß sie so steht und schweigt und daß sich lechzend
Die Seele aus weit offnen Augen legt?

Herakles

Solang die Totenweihen nicht von ihr
Genommen sind, solange bleibt sie stumm.
Drei Tage schweigt sie, bis die Lebenslust
Aus ihrer Seele nimmt, was übermenschlich-
Unsäglich ihren innern Sinn erfüllt
Und wie im tiefsten Traum gebunden hält:
So führe sie hinein und nenn sie dein;
Ausschöpfen kannst du nie den Sinn davon:
Des Lebens Früchte geben sich nicht uns,
Sie lassen allenfalls sich nehmen: diese
Gab sich dir hin und gibt sich dir aufs neu
So ganz, wie kaum dir selber du gehörst.
Sei stets den Fremden hold, du weißt doch nie,
Wer dir, ein Heiland, wandeln übern Weg
Und aus dem Herzen aller Dinge kommen
Und wiederbringen kann, was sich verlor.
Und, König, übe stets Gerechtigkeit:
Wie der Granatapfel die vielen Kerne
Hält, die in sich die Keime alles Guten —
Leb wohl, Admet.

Admet

So bleibst du nicht bei uns
Und setzt dich an den Herd mit unserm Glück,
Herakles?

Herakles

Nein, zum wenigsten nicht jetzt.

Zu Diomedes muß ich, meinem Herrn
Die Rosse rauben. Doch vielleicht, daß ich

leise Musik

Am Rückweg wiederkomme; kann auch sein,
Nie mehr. Lebt wohl!

Admet

Leb wohl und sei gesegnet!

Er führt sie ins Haus; beide bleiben auf den Stufen stehen und sehen dem langsam abgehenden Herakles nach.

VORHANG.

STEFAN GEORGES
SIEBENTER RING.

JEDES neue Buch dieses außerordentlichen Mannes, dem die deutsche Jugend eine neue Spiritualität verdankt, die Künste eine neue Epoche der Geltung und der Mittel, die Poesie eine neue Höhe, jede neue Sammlung fortgelaufener oder festgehaltener, fortgeschrittener und überraschender Arbeit erneuert das alte Feld der Meinungen, das sich schon um sein erstes Buch in Gegnerschaften auseinander ordnete. Nicht mehr in dem Sinne, daß Meinung und Meinung, Gesinnung und Gesinnung einander wechselsweis zu verdrängen suchten; wie es sich gebührt, wo eine ungemeine Größe jahrelang in der göttlichen Richtung wirkt, ist alles Müßige des Streites für und wider längst eingeschlafen; was unüberzeugbar bei seiner alten Anlage im gewohnten Kreise verharren muß, wird stiller, je mehr es in eine abklingende Zeit zurückzutreten sich bewußt ist; die Extremen des Immerneusten, im unbestreitbaren Besitze dessen, worum vor Jahren noch gelärmt und geschlagen werden mußte, treten in eine Gelassenheit vorwärts, die es verschmäht, Teilhaber am Festgestellten zu werben. Stefan George scheidet die Welt nicht mehr in ihre Lager, aber die Seele in ihre Kräfte. Der Schauplatz des Widersprechenden ist ein innerlicher geworden, aber das Widersprechende ist geblieben und ist mit jedem neuen Buche, das er herausgehen läßt, beunruhigend wie am Tage der „Hymnen." Sein Phänomen bleibt ewig problematisch. Wie er in seiner Jugend den Übergang aus dem Abgelebten in die frischen Zeiten einleitete, deren nahrhafte Luft wir heute schmecken, so erhält er sich heut neben uns allen als bleibendes Symbol dieses Überganges, ja als seine alleingebliebene, immer größer werdende Gestalt. Mit jeder neuen Lebensepoche durchmißt er ein ganzes Alter des Wachstums; er entwickelt sich, ein Jahrzehnt der Kunst durch das andere übertreffend; und dennoch bleibt er Übergang, dennoch bildet

er die typische Form großer Übergehender nur gewaltiger und weltgültiger aus; dies ist sein Problem, das mit der vollen Schärfe zu formulieren nicht möglich wäre, wenn nicht George selbst durch ein Gedicht dieses neuen Bandes sehr wider Willen und sehr mittelbar, ja vielleicht unbewußt den Leser darauf hinführte. Man kritisiert seine Eltern nicht und bewahrt den Ordnungen, aus denen man unvermittelt hervorgegangen ist, die Ehrfurcht, die es in großen Fällen verschmähen darf, unerbittlich zu sehen wie fremde Augen. Nur dadurch, daß George in zwei Dichtungen aus dem ersten Zyklus dieses Buchs die Frage nach sich selber stellt, gewinnen wir die Möglichkeit, sie zu beantworten und einen großartig unter uns Lebenden und Wirkenden in die Grenzen zu fassen, die in seinen Ursprüngen schon vorgebildet liegen.

Ist im Grunde Unglaublicheres denkbar? Ist etwas Widersinnigeres in irgendwelcher Literatur literarisch je dagewesen? Gibt es eine bündigere Bekräftigung des Göttlichen in der Welt, als diese fast nur in Wendungen der Heilslehre zu äußernde: daß die Werke nichts sind und der Glaube alles? In welcher Literatur welcher Zeit und welches Volkes hätte es ein Parallel für einen Mann wie diesen gegeben, der ohne andere Mittel als dämonische, ohne Fertigkeiten und Kunst, ohne etwas anderes als die Intensität des einheitlichen Willens und der energischen und schwärmerischen, gespannten und maßlosen Seele einer ganzen Generation die eine Form des Inneren aufzuzwingen vermocht hat, in der er selber leidenschaftlich existiert? Wo findet sich ein zweites Mal der Klassiker einer Nation, der in seinem siebenten großen Werke die Gesetze seiner Sprache noch nicht beherrscht, der Grammatik so wenig sicher ist wie des Geschmackes und dennoch eine neue Epoche eben dieser Sprache, eine neue Wendung des Geschmackes gigantisch erzwungen zu haben und zu erhalten sich rühmen darf? Wo noch einmal ein Dichter und Künstler, der fast nirgends seine Gattungen erfüllt, der fast außerstande ist, zehn Verse hintereinander zu formen, in denen das Ohr oder der Nerv des

reizbaren Lesers nicht gequält oder empört würde — durch Ungeschicklichkeiten, durch Kindlichkeiten — durch Unreines und Gewöhnliches, durch das Maßlose der Unsicherheit, durch falsche Musik oder durch hölzernen Mißklang — und der dennoch den Ruhm, Form und Musik, Reinheit und Fehllosigkeit, Geschlossenheit und Einheit der Wirkung auf eine im Deutschen unerhörte Höhe gehoben zu haben, genießt und freilich in einem ungewöhnlichen Sinne in Anspruch nehmen darf? Wunderliche, absurde, beunruhigende Fragen, auf die es keine Antwort gibt als die, daß eine große Seele das allerdings vermocht hat und daß sie Berge versetzen kann, wenn sie mit dem Göttlichen der Zeit im Bunde ist. Sie „macht Wein aus Wasser und spricht mit den Toten"; keine Antwort als diese, daß der Übergang seinen Überwinder aus sich selber und der eigenen Disharmonie hat erzeugen müssen, so zwar, daß dem Dämon in ihm das Schlimmste zum Besten ausschlagen mußte, der Fluch zum Heil. Große Naturen, nach dem Worte eines Großen, kommen eben darum am weitesten, weil sie den Weg selbst nicht wissen, den sie gehen. Was eine Revolution der Form in der deutschen Poesie zu sein schien, hat heute dazu geführt, daß nur der Gehalt siegt. Was mit dem Programm spätfranzösischer überreifer, skeptisch und geckenhaft gewordener Virtuosität und der Absicht unternommen wurde, die deutsche Gesamtleistung auf ihr Niveau zu heben, führt heut zu seinem wörtlichen Gegenteile, einem in seiner Eckigkeit und Unausgeglichenheit, im Grotesken wie im Geisterhaften, im Tiefen wie im Befangenen, im Wahrhaftigen und im Zornigen fast altertümlich altdeutschen Buche. Dies hat so sein müssen. Der Übergang mußte auf diesen Punkt gelangen, um sein unbewußtes Ziel nicht sowohl zu erreichen — denn damit träte er schon aus sich heraus —, sondern gleichnishaft darzustellen. Das Buch stellt es in jedem Sinne dar, auch im äußerlichsten. Verse wie manche darin enthaltene würden die geschniegelten Herrlein, die inzwischen das Äußerliche von der Bewegung profitiert haben, einem Anfänger

nicht verzeihen; und dieser ist, in der eigenen Grenze, nun ein Vollendeter.

Die hundertundfünf Gedichte und siebzig Sprüche des Buches sind um einen schwarzen Kern von Trauer geordnet, der nach allen Seiten hin durchblickt. Eine wunderliche Zahlenmystik, auf Mehrheiten der Siebenzahl beruhend wie die Komödie auf Mehrheiten der Trinität, beherrscht diese Ordnungen in einer mehr naiv künstlichen als künstlerisch komponierenden Weise, da die Ordnung und ihr Prinzip von außen her in eine Masse vorhandener Produktion hineingebracht ist, statt ihr innerer Plan und Grat zu sein, der Fren dell'Arte Dantes. Ordnungen dieser Art gehören Übergangsepochen an, und wir kennen sie etwa bei Catull, nur weiser angewandt, da dem Zahlenprinzipe das zweite: kürzere und längere Kompositionen mit Rücksicht auf Wachhaltung des Interesses wechseln zu lassen, an die Seite tritt; und während sich denken läßt, daß man das Buch des gelehrten Veronesen in einem Zuge liest, wird kein Leser des „Siebenten Ringes“ das gleiche von sich behaupten: womit jede Möglichkeit, der Ordnung im Gefühl gewahr zu werden, entfällt und nur der Nachrechnende auf die Kosten kommt. Im einzelnen ist vielfach abgeteilt, aber außer den Toten-Gedichten im Zentrum des Buchs bilden nur die vierzehn, die es einleiten, eine wirkliche und ihrer Benennung angemessene Einheit. Die vierzehn „Gestalten“ überschriebenen, die ihnen folgen, sind nur Versuche, ein Innerliches zu verdichten, wobei denn häufig ein gewaltiger Effekt erzielt wird. Aber die Hände des Dichters, die nie plastisch gearbeitet haben, regen sich auch hier nicht, und für Gestalten gewinnen wir im besten Fall gebannte und bannende Gesichte, reine Geste ohne Körperhaftigkeit und Tiefe in der eigenen Luft. Es folgen dreimal sieben kleinere und größere Kompositionen von reinem Miszellencharakter und höchst ungleichem Werte, „Gezeiten“ überschrieben und eigentlich ein kleines Korpus für sich, das den Titel insofern mit Recht führen mag, als das Mitschwingen dieser Seele in der Jahreszeit von jeher die Stilform ihrer Äußerung ge-

wesen ist, ihre Form der Verbindung mit der Welt, eine hohe und altertümliche Periodizität des Weiterlebens. Dies führt in den Mittelpunkt des Buches, das „Maximin“ überschriebene Büchlein, das eigene Ordnungsprinzipien hat, dreimal drei Einleitungsgedichte, zweimal drei säulenartig das Gebälk tragende Hauptkompositionen, dreimal drei angeschlossene Stationen des inneren Verhaltens zum heroisch gewordenen Toten, das Ganze in liturgischen Formen mit den Begriffen des Advents und der Responsorien, der Initiation und der Totenmesse, der Wallfahrt, des Sursum Corda, der Gebete, des Sakraments, der Wiedererscheinung, der Ekstase tiefsinnig spielend. Jenseits des Buchs „Maximin“ entsprechen den „Gestalten“ und „Gezeiten“ die Zyklen „Traumdunkel“ und „Lieder“, ohne daß hier der in den Titeln postulierte dionysische Charakter die Kompositionen von etwa apollinischen der vorderen Hälfte unterschiede. In das „Traumdunkel“ wird man zwar durch eine rhythmisch ungewöhnlich schöne und, was mehr sagen will, diesmal rhythmisch korrekte Introduktion eingeleitet; aber schon das zweite Stück ist sehr redend und kalt bewußt, und die drei Landschaften, die folgen, von einem gewissen Standpunkte der Beurteilung gesehen, die vollkommensten Gedichte des Ganzen, erreichen diese Vollkommenheit gerade durch treue und liebevolle Zeichnung des gelebten Einzelzuges. Das sechste Stück ist gemacht und leer, das siebente, die umfangreichste Komposition des Ganzen, überschrieben „Der verwunschene Garten“, ist vielleicht das einzige vom ersten bis zum letzten Verse Unerfreuliche und Ärgerliche. Es folgen sechs kleinere Gedichte von sehr verschiedenem, aber nirgends eben weichem und schwebendem Tone, bildartig und monologisch durcheinander. Den bildartigen verdichtet das sechste zu einer kurzen und nicht sehr glücklichen Vision einer Tempelstadt; der monologische wird in dem schönen Schlußgedicht des Zyklus, dem „Hehre Harfe“ überschriebenen, paränetisch. Die „Lieder“ enthalten wenigstens sechs wirkliche Lieder, kürzeste Stücke von ergreifender Einfachheit, klassischem Umriß und einem unbeschreiblichen

Zauber des geführten Gesanges, Beweise so großer Meisterschaft und so großer Seele, wie George sie noch in keinem früheren Buche gegeben hat. Es folgen drei Stücke, von denen bestenfalls das erste äußerlich liedartig sein mag, während die folgenden schöne, aber ganz redende, teilweis deliberierende Kompositionen sind; dann drei „Südlicher Strand" mit dem Unternamen „Bucht", „See", „Tänzer" überschriebene Drei-Strophen, mühsam malende oder gemalte Veduten ohne auch nur innerlichen Gesang. Das erste Sieben schließt ein Bündel flatternder verwischter Verse ab, dem, im Gegensatze zu den voraufgehenden, der heimische Titel „Rhein" so programmartig gegeben ist, wie es etwa einem Musikstücke geschehen mag. Zwei lyrische Landschaften werden von einem echten Liede unterbrochen, dessen volksliedartige Strenge im Motiv und dessen Ton sich nicht wieder vergißt. Zwei ähnliche Ausblicke aus der Seele in das Land schließen sich an, von denen das erste unendlich schön, innig und ausgestaltet, das zweite das unglückliche Produkt einer unsicheren Stunde ist, so voller Unart wie weniges, was George je hat drucken mögen. Um das an einem Beispiele hier gleich zu belegen — da wir dies Negativste vorwegzunehmen wünschen —, so sagt die erste Strophe: „Der Halme Schaukeln und den Duft der bunten Tupfen im morgendlichen Strahl, —" — — eine jedem rechtmäßigen Gefühl höchst widerliche Vermischung der lebendigen, organischen, atmenden und duftenden Welt mit dem, was das Atelier als caput mortuum bestenfalls davon behalten und wiedergeben kann, eine Vermengung des Lebens selber mit seiner ärmsten Reduktion. Von den drei Liedern, die folgen, ist nur das mittlere auf der Höhe der vorher genannten, und aus den fünf den Zyklus schließenden erhebt sich höchstens die „Schwelle" über die starre und leidige Manier, die mit Schablone gewordenen Symbolen, mit dem vernutzten Requisit ausgefeierter Feste Gedichte macht. Siebzig Sprüche, „Tafeln" überschrieben, beschließen das Buch und entsprechen durch energische Stellungen zur Zeit in einer anderen Gattung den Gedichten des Eingangs. Eine

leise Ordnung, mehr dem Gefühl als der Prüfung vernehmlich, durchschwebt diese lange Reihe von vielfach großartiger Äußerung, um so großartiger, als George wohl niemals so aus dem Momente und zur Sache gesprochen hat. Der Kreis der Gegenstände ist unendlich weit und läßt bewundern, wie viel dieser Geist in sich schließt, zu wie Entlegenem ihm eine große innerliche Gesamtanschauung der Welt noch ein Verhältnis des Interesses und des Urteils gibt. Ganz prachtvoll und überhaupt von höchstem Rang sind vor allem die in wenige Zeilen gedrängten Huldigungen an altdeutsche Gegenstände, die Städtesprüche, die von Bozen bis Hildesheim durch die ganze ältere deutsche Landesbreite gehen, und die Rheinstrophen, diese von einer märchenhaften Deutlichkeit des Bildes, die das Fragen nach dem Doppelsinn etwa so müßig macht wie beim zweiten Teil des „Faust." Die Sprüche an Personen enthalten dagegen viel Persönliches und Unausgestaltetes ohne ein Interesse für den Dritten. Sie huldigen und halten den Namen fest, so daß man gegen sie nichts einwenden wird. Höchst auffallend und neu ist das Übergreifen in die Politik des Tages; die russische Revolution, die politischen Parteien, Berlin, das neue Reich, das Volk und seine Zukunft treffen vehemente Hiebe. Privatrechnungen werden nebenbei erledigt, Interdikte gesprochen, das Halbwahre und Halbechte, „Verführer" und „Gaukler" abgetan, zum Teil tödlich und mit einem Pathos der inneren Entschiedenheit, dem sich mächtige Bilder von selber in die Hand bieten; auch damit werden Töne aus früheren Teilen des Buches aufgegriffen, wo die Anarchie der Zeit, die durch das Schein-Gute und Schein-Echte sich ihres Gegensatzes, des strafenden Guten und Echten, zu erwehren sucht, in das großartig angeschaute Bild des Antichrists gefaßt worden ist. Ihm einen Namen aus der Zeit geben wollen, heißt einmal diese Art der Konzeption nicht verstehen, dann aber auch nicht begreifen, daß hier die positive Größe mit einer nur ihr eigenen Gewalt ihr eigenes Gegenbild, Zug um Zug, in die Zeit hinein sieht und hinein gestaltet, so daß es von ihr aus und nicht von der Zeit aus alles Determinierende

empfängt. In der Zeit selber und ihrer Verworfenheit gibt es leider niemanden, der den Anspruch darauf erheben könnte, in die Weite dieses satanischen Umrisses zu treten. Sechs kleine Stanzen schließen ab, segnen und geleiten das Buch, danken Freunden, von denen es scheidet. Eine von ihnen, charakterisierend und erklärend, gibt den Schlüssel zum Verständnisse des Stils, durch den es sich von der früheren Produktion des Dichters unterscheidet: es spreche in der Sprache der Menschen und nicht, wie früher, im Tempelton; es sei ganz aus vaterländischer Brache emporgewachsen und ganz ohne Fernluft der Reife zugegangen. Darin liegt allerdings der Schlüssel zur Form. Es ist ein deutsches und ein altdeutsches Buch; es ist eine Selbstbesinnung und Selbstgewinnung.

Über diesen inneren Prozeß in seinem ständig durchgehaltenen und sich ausarbeitenden Verhältnisse zur Zeit gibt George in den vierzehn Gedichten des Anfangs einen prachtvollen Rechenschaftsbericht, mit dem großen Zuge geschrieben, den Künstler ersten Ranges von selber ziehen, wenn sie auf die Höhe der Physis gekommen sind und sich besitzen. Das „Vorspiel“ zum „Teppich des Lebens“ war, unter einem gewissen Gesichtswinkel betrachtet, seine „Ars poetica“ oder „Gelehrtenrepublik“, die schematische Architektonik seines Ausgleichs zwischen Kunst und Leben, Summierung seiner Ergebnisse. Die Zeitgedichte sind das, was ein Künstler seiner Art allenfalls von seinem Bios und Genos geben kann, und zwar geben sie es teilweis in einer bei ihm bislang unerhörten Direktheit der Aussage, der man die Absicht, sich deutlich zu machen, fast bis zur apologetisch polemischen Wirkung anfühlt. Das erste, das siebente und das vierzehnte Gedicht sind direkte Selbststilisierungen des Dichters, indem das erste ihn als die fortreißende Kraft der Zeit derart darstellt, daß seine Macht, die Welt sich gleichzuzwingen, und sein Widerwille gegen die ihm gleichgezwungene auf derselben dämonischen Mission eines ständigen aufreizenden Kontrastes zu ihr beruht habe. Das mittlere ist eine wirkliche Verwahrung gegen den latenten Vorwurf — wenn irgendwo

ein Tropf ihn als Vorwurf gefaßt haben sollte — der Abhängigkeit seiner Laufbahn von der französischen Gesamtentwickelung. Die Verwahrung jedoch ist ganz und gar in die positive Form der nach Westen hin huldigenden Selbsterklärung gefaßt und stilisiert ein kühnes Sippenverhältnis des Franken zum Franzosenwesen, zugespitzt auf einen altfranzösischen Vers, den ein unbegreiflicher Geschmack den Dichter erlaubt hat, wider alles Gefühl für die Unvereinbarkeit der Akzente und Rhythmen an seine deutschen Jamben zu reihen.[1]) Im Schlußgedichte ist dann das Verhältnis des ersten Gedichtes umgekehrt worden. War dort der Dichter die Hauptsache und die Zeit nur die Folie im Kontrast zu ihm, so konstruiert er sich in jenem mit höchst gespanntem, mehr als antikem Selbstruhm als den Maßstab, an dem er die in vier Strophen ausgebreitete und abgetane Zeit mißt. „Ich Euch Gewissen, ich Euch Stimme" beginnen die Verse; ein Pathos, das sich in den Sprüchen noch gewollt schneidender ausgesprochen hat: „Zehntausend sterben ohne Klang, der Gründer Nur gibt den Namen . . . für zehntausend Münder Hält Einer nur das Maß; in jeder Ewe[2]) Ist nur ein Gott und Einer nur sein Künder."

[1]) Aus dem „Retour des Francs de France", aber mit grammatischen Schnitzern, abgedruckt. Wir erwähnen es nur, weil die Mischung des Entlegenen und nicht völlig Korrekten zum Bilde gehört.

[2]) Wir wählen für die Einzelbemerkungen, die, richtig gefaßt, bei George immer höchst lehrreich sind, diese Form der Randbemerkungen, die uns davor sichert, den Überblick zu verkleinlichen. „Ewe", in der deutschen Prosa des vierzehnten Jahrhunderts nicht ganz selten, ist Etymon zu „ewig" und heißt deutsch nichts anderes als „Ewigkeit." An dieser Stelle ist es aber nicht deutsch, sondern neu-holländisch „Eeuw", Jahrhundert. Damit ist ein neuer und ebenso häßlicher, ebenso glossenhafter und unnötiger Hollandismus in unser Deutsch geschwärzt wie das greuliche „Denkbild" für Idee nach holl. „Denkbeeld." Wir haben Zesenschen Pedantenpurismus genug aus unsern eigenen kulturlosen Epochen und bedürfen der geistlosen holländischen Barbarismen aus gleicher Zeit und Strömung wahrlich nicht. Das „Denkbild" stand zuerst in der Introduktion zu den „Hymnen", jetzt spukt es wieder, gerade im oben angezogenen Gedichte

Zum Bios und Genos treten im ersten Teile Testes und Lehrer, im zweiten Vorbilder und Freunde. Der Schatten Dantes wird beschworen, und es wird in einem erstaunlichen Parallelismus sein Gegenspiel zur eignen und der Folgezeit mit demselben apologetisch-polemischen Tone wie beim Dichter selbst zurechtgezwungen — Goethe, Nietzsche und Böcklin folgen; alle vier ebenso großartig wie eigenwillig angeschaut und geschildert mit einer höchst bedeutenden Kraft des Verzerrens, die unter der herausfordernden Einseitigkeit der Konstruktion notwendig werden mag. Dabei versteht es sich leicht, wenn das Pathos, das überall auf den Gegensatz, ja die Feindlichkeit des Großen gegen seine Zeit und die Folgezeiten hinarbeitet, gelegentlich hart an die Grenze des Müßigen streift. So möchte man wohl das klirrende Lachen Nietzsches über den Schluß und die eigentliche Pointe des ihm zugeeigneten Gedichtes gehört haben, die ihm allen Ernstes den posthumen Rat gibt, zu singen statt zu reden, nachdem eben in einer wundervollen und unvergeßlichen Metapher sein wirkliches Verhängnis, das Sterben an der eignen Logik, erkannt und ausgesprochen worden ist. So wird man ferner, gesetzt, man habe den Humor, ohne den der Sterbliche das Sterbliche besser nicht von zu nah betrachte, den Aufwand von Zorn gegen harmlose Wallfahrer zu Goethes Geburtstage und -hause ohne rechtes Verhältnis sowohl zu dem Erzürnten wie zu dem angeblich Beleidigten finden. Aber diese Gedichte wollen in ihrem Zusammenhange gelesen sein. Von Stefan George an, der ihr widerspricht und der sie virtuell vernichtet, über Dante weg, dessen Epochen sie erklären soll, zu den drei großen Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, die als Dichter, Künstler

---

„Franken." Mallarmé und George haben bewiesen, daß sie vom Wesen der künstlerischen Idee nicht gemeiner denken als Platon, nämlich wissen, daß sie mit dem Bilde alles und mit dem Denken weniger als nichts zu tun hat. Holländische Pedanten der Barockzeit, die das Wort buken, empfanden platter und roher. Ihre Worte aufnehmen, heißt unter sich selbst herabgehen.

und Denker in einem teilweis über das Grab hinausgehenden Kampfe gegen sie dargestellt werden, steht die Zeit in diesen Kompositionen unter einer immer stärker anschwellenden Anklage, die sich im sechsten, dem letzten Stücke der ersten Hälfte, zum Akte selber und einer anklagenden Person verdichtet. Das Gedicht, „Porta Nigra" überschrieben, ist nicht nur eines der herrlichsten, durchaus vollendetsten Geschöpfe dieses großen Schöpfers, sondern schlechthin eines der außerordentlichsten Wagnisse der Weltliteratur. Ein Kontrast zwischen der heutigen und der antiken Welt, dem heutigen Trier und dem römischen, symbolisiert an den lapidar umrissenen Trümmern des schwarzen Kaisertores, wird im Munde der sprechenden Person zu einem Schwall von so schauerlichem Hohn, daß man das Sich-überbieten der einzelnen Verse bezwungen und fast atemlos erlebt. Das eigentlich Kolossale ist aber damit noch nicht gesagt. Es liegt in dem Sprecher und Ankläger selber, dem Gespenste des römischen Buhlknaben, den Georges hier alles einsetzende Phantasie der verhaßten Zeit entgegenstellt. Er hat es gewagt, das unsaubere und ekelhafte Vieh, das im Halbschatten des gigantischen Tores verschminkt und eingeölt auf der Lauer nach trunkenen Legionären gestanden haben mag, diesen mit dem historischen Abscheu beladenen Auswurf heilloser Zeiten mit dem vermessenen Worte auszustatten, daß er Zepter und Krone über eine Zeit wie diese zu schwingen verschmähen würde: eine furchtbare Lästerung, die Lästerung und furchtbar auch in diesem Munde bleibt und in jedem minder mächtigen schon über die Grenze in unbeträchtlichen Irrsinn umschlagen müßte.

Die Kontrastierung der Zeit gegen große Lebensideale nimmt im zweiten Sieben allgemeinere Formen an. Ihr Begriff der gesalbten Königlichkeit wird gemessen an Leo XIII.; ihr Begriff der erhabenen Weiblichkeit an den beiden bayrischen Fürstentöchtern, die als Herzogin von Alençon und Kaiserin von Österreich einen Tod von symbolischer Größe gefunden haben. Verschlungen mit diesen beiden Gedichten sind zwei, die die Namen unbekannter Freunde des

Dichters führen; der eine gegen die Türken für die Griechen gestorben: „Pente Pigadia“; der andere ein dunkles, tragisches Schicksal, das Schicksal großer Entwürfe und Fähigkeiten, die in den Alltag münden und keine Spur von sich lassen. George exemplifiziert von dem gefallenen Helden auf die Jugend der Zeit, von dem stillgewordenen Freunde aber, mit erschütternder Steigerung des schon sehr groß einsetzenden Gedichts in den brausenden Erzlaut der letzten Strophe hinein, auf das Ganze der Zeit und ihres Begriffs vom Leben. Das Großartige liegt hier in der doppelten Wendung, auf die der Preis der Treue und die Verzweiflung an der Nation hinausläuft: dem allgemeinen Tode gegenüber verschlägt es nichts, ob einer mehr, einer weniger zu der äußerlichen Vollendung kommt, die das Prahlende überall fordert; wohl aber verschlägt es für das Weiterleben der Idealität, daß einer auch scheiternd die Treue hält. George, der sich im Eingangsgedichte überlegen gegen das Lob seines neuen Tons als „gewonnener Mannheit“ verwahrt, kann sich mit einem Gedichte wie „Karl August“ dem Ruhme nicht entziehen, zum ersten Male als Manngewordener unspielerisch, unverschränkt gradaus von den größten Angelegenheiten des Volkes gesprochen zu haben. Er täuscht sich, wenn er meint, daß er diesen Ton je früher hätte finden können, wenn es nur der damalige Kontrast zur Zeit ihm gestattet hätte. Langsam hat er die Reife erlangt, die, mindestens momentan, freimacht, endlich den Punkt der Entwickelung erreicht, wo er in einem Momente wahrer Erhabenheit nur sich selber getreu auszuwirken braucht, um alles zu sein, was er sonst gelegentlich forciert hat. Die Schlichtheit und Wucht, die nur das Notwendige, dies aber auf seiner höchsten denkbaren Höhe gibt, diese Klassizität des Männlichen ist eine neue Stufe seines Wachstums; er erreicht sie in diesem Buche nur hier vollkommen, obwohl das ganze Buch mehr oder weniger daran beteiligt ist. Man darf hoffen, daß er nicht mehr dauernd unter sie sinkt.

Das letzte Gedichtpaar des zweiten Teiles entwickelt den Gegen-

stand nicht an Personen, sondern an Objekten und Massen. Die „Gräber in Speyer“, einsetzend mit einem prachtvollen Zornausbruche gegen die kleine Zeit, die sich an Kaisergrüften vergreift, überblickt und beschwört im größten Stile die Kaiserreihe von den Saliern bis Maximilian, nur mit einem gelegentlichen und übrigens fehlgehenden Ausfalle auf das Heutige, und gipfelt in einem grandiosen Porträt des zweiten staufischen Friedrichs, einer ganz verkürzten, sparsamen und darum doppelt eindringlichen Skizze des weltumfassenden, weltbeherrschenden, aber auch die Welt in sich integrierenden Germanentums. Das sechste Stück, das letzte vor dem Schlußstück, verhält sich zu seinem Pendant in der ersten Hälfte, der „Porta Nigra“, wie eine Ersetzung des realen Vorwurfs durch den fingierten. Ein großartiges Altertum und eine moderne Scheingröße werden wieder gegeneinander gestellt, aber statt daß sie, wie das alte und das neue Trier, sich durcheinander bauen, fingiert der Dichter einen Typus von Landschaft, wie etwa Italien ihn vielfach besitzt, aussterbende Hochstadt von alter Gründung und neuer Verarmung durch die handeltreibende Niederstadt an ihrem Fuße. Er fingiert den Moment der Wendung, in dem die Reichen des grellen, prahlenden, gemeinen Neuhafens die dürftigen Bergsiedler um Asyl angehen, um Zuflucht vor den Fiebern der Ebene, vor der Glut des Plans, vor den Krankheiten der Fülle. Und er fingiert weiter mit jener Konsequenz des Falschen, die hier wie eine großartige Verranntheit wirkt, eine Abweisung der Zuflucht Heischenden durch die frommen Gebirgler, die durch Gold nicht rührbar sind und deren Jünglinge die dargebotenen Spangen „vom Werte ganzer Länderbreiten“ mit dem Fuß über die Klippe ins Meer stoßen. „Wir finden Rast in Hof und Stall und jeder Höhlung eines Tors“ hatten die mythischen Natursucher gesagt. „Euch All trifft Tod, schon Eure Zahl ist Frevel“ lautet die „strenge“ Antwort. Die Skizze des Inhalts reicht aus, um fühlbar zu machen, was George fehlt, auch in diesem neuen Buche fehlt und immer fehlen wird. Es ist nicht Stil an und für sich, denn Stilvolleres als einige der erörterten

und noch zu erörternden Gedichte besitzt die Sprache nicht. Es ist das kleine Element von Imponderablem, das man nennen mag, wie man will, das manchmal Takt ist, manchmal Humor, manchmal bloß Nüchternheit, manchmal Skepsis und dann wieder ihr scheinbares Gegenteil, das vollkommene innerliche Aufgehen in die letzten Vereinzelungen des Erlebnisses, restloses Mitleben — — es ist dies Element von Überlegenheit, das den Stil erst vollendet und gegen das Abgleiten sichert. George ist hier, wie schon so oft, wie fast immer, wenn er fingiert, wie immer, wenn er Landschaften erfindet, nur im großen ganzen der Anschauung richtig und verläßlich, wirkt auch wohl durch Größe der Anschauung; er ist in fast jeder Einzelheit, an der er sich kontrolliert und kontrollierbar ist, unrichtig und unmöglich. Das schönste Gedicht der „Gezeiten" etwa enthält das unsäglich rührende und bis in die letzte Faser wahre Bild eines Haufens halbverschneiter Waldblumen, genau angesehen, aus nächster Nähe, wie von einem Kurzsichtigen, und ebenso stilvoll wiedergegeben, ebenso großartig durch die Behandlung zu einem Symbole des Inneren erhoben wie in den „Hängenden Gärten" die berühmte Beschreibung des schönen Beetes. Aber nur mit den Augen auf dem Objekt scheint der Dichter die Möglichkeit wahrer Einsichten in die organische Natur zu besitzen; seine Phantasie, im deutlichsten Gegensatze etwa zur Goetheschen, etwa zur Hofmannsthalschen, die alle Formen des Organischen in sich trägt und unfähig wäre, das Organische antiorganisch zu geben, schafft lauter Ungestalt und Fabel. Das wirkt in diesem Gedichte der „Toten Stadt" zunächst wie ein Mangel an Humor, denn solange die Welt steht, sind Verhältnisse wie die hier vorausgesetzten immer unmöglich gewesen, und ihre Behauptung hätte immer lächerlich gewirkt, erstlich weil der Reiche der Hafenstadt, selbst wenn er nicht am Meeresstrande die Kühlung und Erfrischung sucht, die schon in altertümlichsten Zeiten üppige Badestädte ihm gewähren, Herr des Hinterlandes ist und gebietet, statt zu bitten; zweitens weil, wenn sakrale Gründe, die George anzu-

deuten scheint, seine Aufnahme in die Hochstadt verbieten, diese selben Gründe auch ihm den Mund schließen und ihn, da er die Wahl hat, anderswo den Platz für das Landhaus wählen lassen. Keine mythische Ferne also ist, selbst wenn sie konsequent durchgeführt wäre, imstande, Verhältnisse glaublich zu machen, die wider alle Erfahrung des Menschlichen streiten — aber was Mangel an Humor zu sein schien, ist in Wahrheit Mangel an Stil, denn jene Entfernung der Fiktion vom Leben ist eben nicht konsequent festgehalten, die Worte der Landsucher und die Empfindung hinter diesen Worten, ihre Bereitwilligkeit, überall unterzuschlüpfen und sich einzurichten, sind durch und durch unantik, nämlich modern bis zum Grotesken, und die Antwort „schon Eure Zahl ist Frevel" muß in dieser Verbindung höchst zweideutig und mißverständlich wirken. Dies ist so völlig mißlungen, wie einem großen Künstler etwas mißlingen kann. Es ist nötig, das Ur-Pseudos der Erfindung aufzuzeigen, damit die Verbindung zwischen der fehlbaren Anlage und dem endlichen Fehler über alles Zufällige hinaus als notwendig einleuchte.

Das letzte Gedicht des Zyklus, in dem sich der Dichter noch einmal im Ausklang und Übergang ins Buch mit größter Haltung resümiert, bringt in das Thema, das die vierzehn Gedichte abwandeln, die überraschende Schlußwendung. Nachdem dem Pöbel und den Pöbelherrschern der Zeit, dem Publikum und der Nation jedem sein Maß gemessen ist, folgt die Verurteilung ihres künstlerischen Niveaus, von dem George entstanden ist, das er geteilt hat und heut verwirft. Den Pessimismus der fruchtlos gebliebenen und enttäuschten Virtuosität — „das Quäken kalt gestellter Frösche, die in ihrem Sumpfe desperieren" hat Nietzsche von l'art pour l'art gesagt —, die Feindschaft gegen das Große und das Individuum schlechtweg als gemeinsame Losung aller verbündeten Rationalismen, die modernen Karikaturen der Weltflucht, die bis ins Herz verdorbene Modernität als Psychologie und die Perversion aller fundamentalen Weltbegriffe, die

in der schlechten Literatur typisch geworden war, seit man immer sich und die eigene Zeitspanne als das Gegebene, als Ziel und Ende der geschichtlichen Entwickelung ansah, — all dies stellt George, vielleicht nicht immer mit voller Notwendigkeit der Metapher, immer aber mit Umsetzung des Begrifflichen ins Anschauliche kurz hintereinander fest. Er leugnet nicht, daß Verderben der Zeit an uns zehre, den größeren Teil des Mißgefühls schiebt er erhitzten Sinnen und zersplissenen Herzen zu; Bilderstürzer und Höhlenkriecher, gefangen in eigenen Netzen, sind ihm die Unmutigen und Fluchenden, aus denen er selber hervorgegangen ist; er vergleicht sie mit Alchimisten, die in ihren giftigen Küchen nichts von den Sonnenwegen wußten, die draußen unaufhörlich weitergehen; die Bilder der Großen seien von jeher dagewesen, und wer sich so verkehrt habe, daß er sie nicht mehr sah, bewiese nichts gegen ihr altes und neues Dasein. Diese Metapher aus der zweiten Strophe wird in nackter, monumentaler Ausprägung das Motiv des Schlusses. Mit „Ich" beginnend, in einem großartigen letzten Einsetzen schließt Gedicht und Zyklus. Der Dichter hat „die nun jahrtausendalten Augen der Könige aus Stein von unseren Träumen, von unseren Tränen schwer" gesehen. Nichts ist dauernd als der Wechsel, von jeher; die Gegensätze sind Schein, ein Unsterbliches geht durch, das Leben ist ewig wie die Liebe, die Jugend und das Lied. Dies ist der Weisheit letzter Schluß, der Aufflug aus der verzehrten Zeitlichkeit in irdische Ewigkeit. Der „Lobgesang", mit dem die „Gezeiten" abschließen, variiert in der schönen versöhnten Anrede des Dichters an seinen Lebensdämon das gleiche Thema, die gleiche Einfalt, die Nichtigkeit von Lust und Unlust vor der starken Seele. Ob Sänftiger oder Verwundender, dieser Genius ist ihm immer der gleiche. „Kein Ding, das webt in seinem Kreis, ist schnöd" oder „In Fahr und Fern, wenn wir nur überdauern, Hat jeder Tag mit einem Sieg sein Ende"; „Alles seid Ihr selbst und drinne" tönt es schließlich aus der „Hehren Harfe" am Ende des fünften Zyklus. Es ist in seinem letzten Sinne ein Urwort, das Wort des

Menschen, dem der Begriff des Glücks kindisch geworden ist, seit er sich mit seinem Schicksal einig weiß.

Es kann nicht in der Absicht dieser Beurteilung liegen, die ganze Masse der in das Buch geschütteten Ernte aus zehn Jahren so durchs Enge zu sieben, wie anher geschehen ist. Wir haben uns damit begnügen müssen, was wir für den wichtigsten Teil der Sammlung halten, gleichsam als Probe auf die anderen einer so genauen Sichtung zu unterwerfen, und wir beenden sie mit einem Hinblick auf die Formwelt dieser ersten vierzehn Gedichte. Wiederum, wie in den „Traurigen Tänzen" aus dem „Jahr der Seele", wie in der Sechzehnzeile des „Vorspiels", hat sich George, die historischen Formen verschmähend, eine eigene traditionslose und voraussetzungslose Form der Mitteilung geschaffen. Dem redenden Charakter der Gattung angemessen, verzichtet er auf den Reim und greift zum klassischen deutschen Sprechverse, dem Verse des dramatischen Dialogs. Aber er wendet auf diese höchst freie und lockere metrische Materie ein strophisches Gesetz an, das in einem heimlichen Widerspruche zu ihrer Natur steht. Vier achtzeilige Strophen enthält jedes Gedicht; man fühlt nicht recht, worin die organische Rechtmäßigkeit dieser Strophenteilung besteht. Wir halten es der einreißenden Roheit der Kunstübung gegenüber für wünschenswert, die Anschauungen von Strophe und Vers, die Erfahrung und Praxis uns hinterlassen haben, hier anzudeuten, um so mehr, da ein großer Künstler wie George ihnen stracks zuwider handelt, ohne uns Zweifel an der Rechtmäßigkeit unserer Denkart machen zu können. Der Daseinsgrund des Verses ist Takt und Schritt, der Daseinsgrund der Strophe Puls und Blut, Fortschritt ist Begriff des einen, Umlauf Begriff der andern; die Periode des Satzes als Satzumfang und Sprechrhythmus steht zwischen beiden und verbindet sie zu einer Einheit. Die Strophe setzt den abgeschlossenen Umlauf, die Vollendung einer Figur voraus, die den geraden Fortschritt in der einen oder der anderen Weise brechen oder biegen muß. Sie hat daher zwei Voraussetzungen,

entweder die Sangweise, die an Stelle des Schritts Tanzschritt und Tanzfigur setzt und diese Figur innerhalb der Strophe und durch die Strophe erfüllt, in Strophe nach Strophe wiederholt. Das ist die reimlose antike Strophe, und diejenigen, die sie am dauerhaftesten in die deutsche Poesie eingepflanzt haben, haben sie auch unserm Klima sofort angepaßt. Da nur Gesang und Tanz ihre Regelmäßigkeit erklärt und sie des Tanzes wie des Gesanges bei uns entbehren müssen, so zieht Goethes untrügliches Ohr die Konsequenz und bildet sie unregelmäßig, wenigstens solange er sich selbst traute; denn daß seine rührende Bescheidenheit in den Chorliedern des Helena-Aktes sich an den Stumpfsinn der Philologen aufgab, will hier nichts bedeuten.

Oder aber der Gleichschritt des Verses wird durch den Reim und seine Verschlingung beeinflußt, und es entsteht das System, das durch Zuschließen aller noch offenen Reime Strophe wird. Diese Strophe ist die einzige wirklich rechtmäßige der neueren Poesie; sie zwingt den Vers zu gedrängter und fertig gearbeiteter Struktur. Zwischen ihr und der ungereimten Reihe gleichartiger Verse waltet das Verhältnis, das zwischen der horazischen Satire und der horazischen Ode waltet; der Lockerheit der Form soll die Lockerheit der Gattung entsprechen. Und diese Lockerheit künstlerisch zu beherrschen, vor dem Zerfließen zu bewahren, muß es künstlerische Mittel geben, die eben dieser Gattung und nicht der fremden strophischen entsprechen und entstammen. Die Woge des inneren Gefühls, aushallend in den Umfang der Periode und den Rhythmus des Satzes, muß Harmonie und Verhältnisse in den gleichartig fortlaufenden Strom bringen. Auch vor solchen Aufgaben hat die antike Poesie gestanden, und die Kenner der römischen Elegie, ja auch nur aufmerksame Leser der „Euphrosyne“ oder der „Metamorphose der Pflanzen“ oder des „Spazierganges“ sind sich dieser zarten Gesetze wohl bewußt geworden; wie sie denn dem Künstler ohne Lehre im Blut liegen und von Hofmannsthal in der „Botschaft“ mit derselben Gefühligkeit befolgt werden wie von Browning fast durchweg. Es ist mit einem Worte eine Gliederung

mehr im großen ganzen, voll geheimer Responsion der Massen untereinander, was dem Lesenden das Gefühl gibt, daß ein Maß die Freiheit heimlich beherrscht. Es ist nicht das Urgieren dieses Maßes durch die Abteilung scheinbarer Strophen, denen zur Strophe alles Konstituierende fehlt.

Das aber ist die Georgesche Strophe dieser Gedichte. Der reimlose Vers ist behandelt, als stäufte und dämmte ihn der heilige Reimzwang nach rückwärts auf. Die Strophe schließt so unweigerlich nach acht Zeilen, als hätte ein Umlauf der Form sich erfüllt, der nicht da ist; was da ist, mindestens mehr oder weniger, ist ein Umlauf des Gedankens, aber es ist Sache des künstlerischen Gefühls, zu entscheiden, ob er imstande ist, für sich Strophe zu konstituieren oder ob nicht gerade hier das feine Ungefähr eintreten müßte, das auf Ähnlichkeit, nicht Gleichheit dringt. Wir sind hier nicht Kunstrichter, sondern sprechen als der Künstler, der weiß, daß er so nicht arbeiten würde und Gründe hat, die es ihm verwehren. Es scheint uns hier bei George das vorzuliegen, was so oft das deutsche Kunstwerk einen Schritt von der Vollendung formerbender Nationen fernhält: Kopf statt Ohr, formgrüblerisches statt formquillendes Wesen. Kein Italiener, kein Grieche, kein Engländer hat solche Strophen gedichtet, hätte sie dichten können, wird sie je dichten. Von deutschen Vorläufern des Kunstfehlers sind uns im Augenblick nur die Kriegslieder des preußischen Grenadiers geläufig. Man darf hoffen, daß das Experiment auch jetzt für ein Jahrhundert erledigt sei.[1])

---

[1]) Goethe in „Cupido, loser eigensinniger Knabe“ ist das beste Beispiel für die Richtigkeit der oben gemachten Andeutungen. Es sind drei vierzeilige reimlose Strophen, der Vers beruhend auf jenem Durcheinander von Catullischen Metren und den slawischen, die Herders Volkslieder ihm vermittelt hatten und die zu den freien Trochäen von „Seefahrt“ führen. Denn der Rhythmus ist hier nicht jambisch, sondern trochäisch mit einem Auftakt. Fast durchweg in den drei ersten Versen jeder Strophe steht nach dem zweiten Metron die Auflösung, die daktylischen Rhythmus in den trochäischen bringt: „Du batst mich um Quartier auf w e n i g e Stunden“;

Es wäre an sich lockend, die Betrachtung der folgenden Zyklen mit dem formalen Elemente zu beginnen und in einer zweiten Erörterung das bis hierher geführte Thema fortzusetzen; viele Gründe würden an sich ein solches Verfahren wünschbar machen: der eine vor allem, daß, um ein Lessingsches Wort zu variieren, George bisher weder so groß gelobt noch so groß getadelt worden ist, wie er verdient, und daß ein mit den höchsten Angelegenheiten der Kunstform beschäftigter Geist ungern darauf verzichten wird, seinen Gegenstand gerade an dem großen Beispiele des Gelingens oder Verfehlens, wo er ihm einmal begegnet, zu entwickeln. Gedichte wie „Sonnwendzug" und „Hexenreihn" in den „Gestalten" haben gerade durch ihre äußerste Brüchigkeit und, richtig verstanden, Häßlichkeit bei der Größe, die sie trotzdem nicht verleugnen, ein Interesse, das über Gefallen und Mißfallen hoch erhaben ist. Aber wir fürchten, ein fortgesetztes Ausheben des offenbar Mißglückten, ein dauerndes Hinweisen auf die Stellen, an denen George durch das Verhängnis seiner geschichtlichen Stellung im Blocke des erstarrten Zeitgeschmelzes haftet, könnte den Leser irreführen, für den das Positive nicht so erhaben über Diskussion ist wie für uns. Wir freuen uns darum fürs erste mit den Lesern und dem Dichter nur des Sieges, wo er aufgeblickt und durchgeblitzt hat, und vergessen tunlichst des Tumultes, der ihn freilich rings umbraust. So ist zuvörderst für die beiden Gruppen des „Fürsten und Minners" und des „Königs und Harfners" zu danken, die eine völlig neue Erscheinung im Werke des Dichters bedeuten, und zu danken für die fünf Kompositionen der zweiten Hälfte, in denen Töne und Formen, Symbole und Dogmen aus dem „Vorspiel" nur mit gestreckteren Gliedern und schwellenderem

---

aber durchweg schließt die Strophe mit einem freien Verse „Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden." Goethe fühlte, daß ohne diese Verstärkung des Schlußverses die Strophe nur ein graphisches, aber kein melodisches System geworden wäre; und dabei ist dies nicht Rede, sondern Lied.

Wuchs weiterleben. Die weltliche Größe und die Größe, die nicht von dieser Welt ist, kontrastiert George zweimal, aber in zwei Gedichten, deren Richtungen polar voneinander streben, seiner dualistischen Anlage gemäß, die aus dem Kontraste hervorgeht und auf den Kontrast hinarbeitet, wie stets in Zeiten des inneren Überganges. Er reduziert in dem ersten Gedichte den Künstler auf die eine primäre Kraft der Liebe, in dem zweiten auf die andere, die der Kunst. Das erste gestaltet die fromme und dankbare Unterwerfung des gekrönten tätigen Lebens unter das heilig Liebevolle, das im Joche des Tages nicht gedeiht und ohne dessen dienstloses Dasein das Dienende und Herrschende des Lebens nicht gediehe. Er kontrastiert die Herrschsucht und die schöne Aufopferung als zwei aufeinander hingewiesene Hälften der innerlichen Welt, als heilige Ehe, und spricht durch die Maske des Minnenden mit dem feierlich seligen Laute des Jenseits vom Leben, der sein alter großer Ton ist, so herrlich und rührend wie nur je. Der Charakter dieses Gedichts ist so hymnisch und harmonisch wie der seines Gegenbildes strafend und quälend. Der Dichter wirft die Gewichte nun in den Schalen herum und läßt die Kunst hochschnellen unter der Wucht des mit Leid angefüllten Lebens, das die andere Schale zugrunde lasten macht. Die Erfindung hat ihre Voraussetzungen innerhalb der Zeit, sie hat eine europäische, rudimentär vorgebildete Form, und eine erste deutsche klassisch gewordene in der Rede des Freundes bei Hofmannsthal im „Tor und Tod" — einer Rede, die George hier mit einem höchst auffallenden Zurückgreifen Motiv für Motiv fortbildet und präzisiert, ihren Gehalt des lyrischen, psychologisch-analytischen, dramatisch-anekdotischen entkleidend und zum Weltgegensatz ausprägend. Es ist nicht mehr das Leben, das sich von der Kunst betrogen und ausgesogen erkennt, hinter die Täuschung kommt und ihr Gegenspiel von nun an haßt; es ist nur der eine aufblitzende Moment des tiefen Saul-Hasses gegen die Davids-Natur, des Esau-Hasses gegen die Jakobs-Natur, des Ajas-Hasses gegen die Odysseus-Natur; eine kurze, gleichsam sekundenartige

Unterbrechung des Bewußtseins, dämonisch aneinander geschmiedet zu sein und einander nicht zu entrinnen. Der tiefe, verschlossene Mund mit schwerer Lippe, durch den Gott das Geheimnis der beiden Tafeln hat offenbaren wollen, der im Gefühl des ungeheuren Auftrages sich verstammelt und verschluchzt, indes Aaron reden kann, der des Brandes des Herrn im Dornbusche nicht gewürdigt war, der den Bund und die Gebote aus zweiter Hand hat und sie dem Volke verkündigt als Bringer des Heils: diesen Moment, in dem der König den freundlich dreisten Trost zurückweist und mit bitterer Wahrheit erwidert, hat Stefan George hier einmal zu Ende gestaltet. Vom ersten bis zum letzten Worte hat das Gedicht die Notwendigkeit der Reife, der nichts zu- und abzudingen ist. Wir begnügen uns auf dies Spalten des Lebendigen in seine Funktionen, auf dies Zerreißen eines vielfältigen Ganzen, das Scheiden in Böcke und Schafe hinzuweisen, das in Georges Natur und Verhängnis so tief gegründet liegt. So optimistisch im letzten seine Anschauung der Welt zu sein scheint, so finster kämpfend und gebunden ist sie eigentlich im tiefsten. Zur Komplexität des Lebens durchzudringen, fehlt ihm, was seiner Epoche fehlt, die Heiterkeit und Freiheit des Verstehens und Durchschauens, das ruhig über groß und klein aufgeschlagene Auge, das gottgleich wird, indem es die Welt Gottes nachschafft. „Willekommen bös unde gut" war der fast Goethesche Anfang eines verlorenen Waltherschen Gedichts, vier Worte, die in sich die höchste Möglichkeit deutscher Poesie als wahrer Weltreife enthalten. Wir heben es hervor, weil wir als Aufgabe dieser Betrachtung ansehen, Grenze zu schaffen, wo die Zeit sie nicht wahrnimmt.

In der zweiten Hälfte dieses Abschnittes erneuert George, wie angedeutet, die Stilisierung seiner Proportion zu den Ordnungen der Gegenwart. Keines der Gedichte, bei höchster Schönheit des einzelnen, steht auf der vollen Höhe der soeben gerühmten; aber jede Strophe von ihnen würde hinreichen, einem Buche wie diesem Be-

deutung zu geben. Er schildert in den „Templern“ die Erlesenheit des Apostolats, des Ordens des Vereins, in den „Hütern des Vorhofs“ den Prozeß innerer Erziehung einer Generation, wie er ihm als Lebenswerk vorschweben mag, sogar mit deutlichen Beziehungen auf die Geschichte seiner Wirkung. Er unterbricht dies Ethos durch die Beschwörung des Widerchrists, von dem oben gesprochen worden ist, und gibt in dem ersten, schönen und wahrhaft glücklichen Teile des folgenden Gedichts, „Die Kindheit des Helden“ überschrieben, die Genesis des parsivalartigen Genies, der siegenden, unschuldigen Reinheit, die dann leider durch drei höchst peinliche Strophen zerstört wird. Er faßt alle hier angeschlagenen Töne in dem „Eid“ der sakralen Verbindung des Genies mit der Gemeinde polyphon zusammen und schafft hier eine strenge, gesteigerte, vollkommene Komposition, die es wohl verdient hätte, den Zyklus zu schließen. Zu überbieten war dieser Ton, der viel zu häufig schon an die Grenze des noch Möglichen gestreift hat, schlechterdings nicht, und das Gedicht, das ihm folgt, wie um die Zahl zu füllen, hätte nie gedruckt werden sollen. Das Nebeneinanderstellen so hoher Produkte und des Schutts der Werkstatt bezeichnet sehr deutlich, wie wenig George imstande ist, sich von sich selber zu entfernen und wie viel er aufgegeben hat, als er sich entschloß, nur noch den Widerhall der eigenen Stimme um sich her zu dulden.[1])

---

[1]) Wenige Einzelanmerkungen, keine ohne wirklichen Betracht auf die eigenste Art und Unart des Dichters mögen das eine und andere oben summarisch gegebene Urteil begründen. Die Templer, hier durchaus ritterlich fingiert, sagen allen Ernstes von sich, um auszudrücken, daß alle Kampfbeute ihnen persönlich nichts gilt: „Was uns als Beute fiel von Schwert und Schleuder Rinnt achtlos aus den Händen der Vergeuder.“ George braucht nicht historisch zu wissen, daß alle Fernwaffen seit Menschengedenken dem feigen und rohen Barbaren gehören oder allenfalls bezeichnen, was dem ehrlosen Knechte an Waffe geziemen mag; aber wenn sein Gefühl ihm nicht sagt, daß der Ritterliche nicht schleudert, oder vielmehr, wenn sein Gefühl ihm den Reimklang nicht ausredet, so beweist er damit gegen die

Wir übergehen den ganzen Abschnitt, der folgt, die Sammlung der „Gezeiten", mit wenigen Worten, soviel der aufmerksame und

---

Solidität seiner Konzeption. – Die letzte Strophe der „Hüter des Vorhofs" ist nicht einmal unter der Voraussetzung falscher Syntax und sprachwidrigen Gebrauchs des Worts „vermindern" wirklich verständlich. – In der „Kindheit des Helden" folgt auf die einheitlich schöne Schilderung eben dieser Kindheit in drei Strophen die Zukunftsvision seiner segnenden und siegenden Männlichkeit, vielmehr sie hatte folgen sollen; aber eine Verirrung sondergleichen, ein, wie uns bedünkt, völlig krankes Taubwerden gegen den Klang der eigenen Worte hat hier George in seinem eigenen Kunstwerke wüten lassen. Wie seine Phantasie ihn auch sonst sogar im „Eid" in rasenden Bildern von Proskynese, einem „Hinpflügen über willenlose Leiber", maßlosem Sichwegwerfen und maßlosem Sichaufrecken schwelgen läßt, so kann er hier die Unterwerfung der Menschheit unter den Helden nur in den Formen widerlichster Schändung konzipieren und erniedrigt den Kuß der Treue zu einer Vorstellung, durch deren Wiedergabe wir niemanden, geschweige ihn würden beschämen wollen. Man möchte die Seelen wohl kennen oder je nachdem nicht zu kennen brauchen, auf die mit solchen Tönen zu wirken ist. – Sehr charakteristisch neben der geradaus schaffenden und siegenden Energie des Dichters ist dann die verirrte Energie, die sich in ihr versagten Materien müde ringt; so ist der Versuch im „Hexenreihn", das Schauerliche malerisch zu gestalten, bei einem großen wirren Worthaufen stehen geblieben, einer Sammlung kurioser Glossen wie nur irgend in byzantinischen Scholiastengedichten. Nicht eine Halbzeile ist gebracht, gegeben, geschaffen, und das Ganze läuft auf ein verbissenes Reimen hinaus. Ist es hier die Unfähigkeit einer von jeher nicht überreichen Phantasie, suggestiv zu wirken, so zerstört den „Sonnwendzug" die verwandte Unfähigkeit, Massen im Fresko aufzurollen. Vergeblich greift der Dichter hier, wo das Zeichnende und Umreißende verlangt ist, zum Ausmalenden; vergeblich sucht er, was dem Aufbau an Größe fehlt, durch Outrierungen einzubringen, die auch hier wieder etwa den brünstigen Kuß sich nicht ohne das „Trinken des Bluts und Speichels harter Lippen" denken können. Dazu ist ein höchst unglückseliges, höchst kleinliches und dürres Metrum gewählt, ein trochäischer Dekasyllabus im Wechsel mit einem Mißverse (ein Daktylus zwischen je zwei Halbtrochäen), der unter keinen Begriff geht; das Ganze reimlos. Georges beispiellose Kraft der Integration

bereicherte, nahezu auf jeder Seite beglückte Leser hier zu rühmen fände. Diese Gedichte sind ein langsames Sichauswirken des Dichters in Formen, derengleichen er von Jugend auf in königlicher Fülle hervorgebracht hat, und es ist Ruhm genug für ihn, wenn man gesteht, daß er für das „wandern über blauen Schnee" im Winter, für sommerliche Untergänge der fernen großen Sonnen und für das dorrende Laub, für den ersten Schauer des Vorfrühlings — den vollen Frühling versagt sich sein Geschmack aus Scheu vor dem Gewöhnlichen von jeher — noch neue, noch neueste frisch bewegende Töne gefunden hat. Wir verweisen kurz auf die schöne Symbolik der „Flammen" und der „Wellen", von denen zumindest das zweite aus dem vollen Reichtum heraus ohne Sparen und unnötigen Überfluß gediegen ausgegeben ist. Wir berühren die eigentlicheren Liebesgedichte nicht, in denen nur Einzelheiten unsere Teilnahme zu erwecken vermocht haben, während das Erlebnis gewöhnlich die Intensität für uns nicht besitzt, die uns der Person vergessen machte. Am ehesten haben wir einen Zugang zu jenen ein menschliches Verhältnis in seinem ganzen Verlaufe unter das Jahr oder die Jahreszeit resümierenden Dichtungen gewonnen, für die George die Gattung geschaffen und ausgebildet hat. Sie haben auch hier den Ton des großen Herzens, dessen Musisches, „Gedenkendes", gerade in der Erinnerung, dem Ziehen des Ergebnisses, dem Speichern des Reifenden, dem Verzicht auf überspannte Hoffnung die Kraft hat, an unser Heimliches zu greifen. Wir übergehen ferner, und auch dies nur mit einem Worte, das mittlere Stück des Buches, und kränken einen großen Schmerz nicht in seinem Rechte, sich auszuströmen, wie er muß. Hier scheint uns, von Einwänden ganz zu schweigen, das Lob einer hohen Kunst, die sich doch auf keiner Seite verleugnet, wie frevelhaft

---

des Massenhaften unter symbolische Einheiten weist ihn auf das ausgepreßteste, konzentrierteste Arbeiten hin. Wo er nach Umfang strebt, wird er hilflos; aber seit wann ist latente Masse keine Masse mehr? Warum greift er ins Fremde?

gegen das leidende Leben, das freilich sich der Kunst bedienen muß, um nicht zu erliegen, das aber hier Leib und Blut zum Werke gibt und nicht nur die Seele. An einer anderen Stelle darf man gelegentlich hoffen, auf eines dieser Gedichte hinzuweisen, das wir als wahrhaft stilbegründend ansehen und dem wir in diesem Betrachte eine neue Richtung unserer Vorstellungen verdanken.

Der Zyklus „Traumdunkel" und der ihm folgende der „Lieder" ist eingangs dieser Bemerkungen mit hinlänglicher Vollständigkeit überblickt worden, und wir lenken die Aufmerksamkeit des Lesers im wesentlichen nur noch auf die Prachtstücke, die darunter sind, Prachtstücke, die von der Stunde der Publikation an in den unveränderlichen Vorrat unserer Sprache und unserer Kunst hinübertreten können. Die drei Landschaften, die hintereinander einen herbstlichen Wald in der Herbstdämmerung und das Durchbrechen in die duftende Bläue der letzten Herbstsonne; hierauf mit sehr ähnlicher Bewegung die Waldwanderung und ihr Münden in den offnen Talblick; schließlich mit großer Genauigkeit der Züge die schaudernde Größe des Hochgebirges — nicht schildern, kaum ausmalen, sondern retten, wenn man dies Wort recht verstehen will, sind schöner als selbst das schönste, was „Das Jahr der Seele" in dieser Gattung enthält, und bezeugen ein Fertigwerden des Dichters, das von hier ab nur mehr den Standpunkt einhalten und nicht mehr erhöhen kann. Mit dem Stile, den George konstituiert hat, ist über dies hinaus nicht weiter zu kommen, und wenn ein fortgebildeterer Stil, was fraglich ist, die Deskription auf eine höhere Stufe bringen könnte, so ist noch fraglicher, ob sich Deskription überhaupt mit ihm vertragen wird. George hängt durch diese Gattungen mit der malerischen Landschaftsvergötterung der Zeit zusammen und ist als Dichter ohne Zweifel ihr höchster künstlerischer Ausdruck. Aber es wird den Köpfen schon hier und da bewußt, daß das Verhältnis des Deutschen vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts zum Naturausschnitt, von der Zukunft aus rückswärts gesehen, nur als eine Konvention seines Weltbildes

angesehen werden wird, graduell, nicht essentiell verschieden von dem Interesse, das etwa das Mittelalter an der sinnlichen Pracht des höfischen Lebens nahm. Der Tag ist nicht weit, an dem unter Künstlern die Erkenntnis allgemein werden wird, daß die Wiedergabe der Landschaft unter höhere Ordnungen treten muß, wenn sie Werkwert behalten soll. Wenn man sich die Gründe klarmacht, die es Goethe schlechterdings verwehrt hätten, in einem achtstrophischen Gebilde nichts zu geben als die Landschaft, die einen Moment der Seele ausdrückt, wenn man weiter zurückdenkt an Lessing, dessen tödliche Kritik der deskriptiven Poesie die Praxis Goethes von der Praxis des Settecento — Brockes, Gray, Matthisson, Klopstock — abtrennt, so sind die Analogien für das Zukünftige nicht schwer zu finden. Die Zukunft ist in Hofmannsthal; wir müssen es einer anderen Gelegenheit aufbehalten, die besonderen künstlerischen Bedingungen zu nennen, unter denen seinem Stilgefühle die Landschaft darstellenswert erschienen ist. Man hätte hierfür wohl gewünscht, daß George in der Paränese an die Seinen, die unter der Überschrift „Hehre Harfe" das „Traumdunkel" abschließt, stärker zur Sache spräche. Ganz deutlich wird nur die Mahnung, sich auf sich selber zu stellen — „Alles seid Ihr selbst und drinne", von der Vorzeit nicht zu entlehnen — „Fegt der Sturm die Erde sauber, Tretet Ihr in Euren Morgen", dem eigenen Blut und Geschlecht treu zu sein; aber die Schlußweisheit, es wäre Wahn, mehr lernen, das heißt schaffen zu können „Als aus Staunen Überschwang, Holden Blumen, hohen Sternen Einen sonnigen Lobgesang", kann in dieser schwebenden Fassung sowohl die höchste Sublimierung der Kunst als ihre armseligste und zeitgebundenste Reduktion bedeuten. Wir erörtern diesen Gegenstand so eingehend, weil wir gerade hier für eine neue Freiheit kämpfen, gegen die gehalten die Freiheit von vorgestern bereits wieder zur Gebundenheit geworden ist, und weil wir über aller Freude am festgestellten Stil nicht gesonnen sind, ihn stille stellen zu lassen.

Wie die Landschaften über das „Jahr der Seele“ hinaus den höchsten Triumph der einen Kunstweise, so enthalten die Lieder des vorletzten Zyklus, an den einschlägigen in den „Sagen und Sängen“ gemessen, den Triumph der anderen, des kurzen, rein lyrischen Gesangs. Man sieht, wie George Provinz nach Provinz seines dichterischen Reiches entwickelt, immer mit dem Blick aufs Ganze, Teil auf Teil einordnend. Welcher Abstand von den dünnen Köstlichkeiten der Lieder des Fahrenden Spielmanns gegen die gedrungene, herbsüße Kraft dieser wenigen Rhythmen, aus denen die verschlossene Bewegung, das Tiefäugige, Keusche und Genaue einer Dürerschen Zeichnung oder mindestens eines Urs Graf oder Hanns Leu zu sprechen scheint! Auch in diesen Liedern überwiegt das landschaftliche Element, aber niemand wird finden, daß es zu ihrem Nachteile überwiegt. In den Umriß einer winterlichen Halde mit erstorbenem Kraut am Wegrain oder eines Gärtchens mit blühenden Bäumen eingeordnet, sitzt der Umriß der nachdenklichen oder schwermütigen Seele wie die säugende Jungfrau auf der Rast. Und der Meister, aller ihm beschiedenen Mittel Herr, vermag nun Stationen seiner Pilgerfahrt auch mit einem Nichts an Stift und Raum festzuhalten. Auch wo in diese Lieder die verklungene Liebe sich mischt, bleiben sie auf der vollsten Höhe. Alle Motive sind so gültig ausgebildet, daß sie für jeden gelten. An das Fenster, aus dem der Liebende in geliebter Gesellschaft ins Land geblickt hat und das nun „hell von fremdem Licht“ ist, knüpft die leidenschaftliche Erinnerung an und lenkt die Augen des Hörenden den ganzen letzten Abschiedsweg entlang vom Haus übers Tor und den Pfad zur Wegbeuge, wo der Mond zum letztenmal das liebe Gesicht bleich getroffen hat. Oder auf einer Brücke stehend, die Augen halb auf dem fließenden Wasser, halb auf dem stummen Wege, gedenkt die Seele der Gestalt, die heut ihr auf diesem Wege begegnend nur wie dies Wasser flösse und keinen Gruß empfinge als das innere Neigen: „Wie wir es pflegen zieht daher Ein Fremder auf dem letzten Gang.“ Sonst ist, wie schon bemerkt, die

meiste Materie dieses Zyklus nicht liedartig, in keinem, auch nicht dem fernsten Sinne. An Einzelheiten heften wir die Betrachtung nicht, nachdem in ihrem Verlaufe schon hinlänglich auf jene Züge exemplifiziert worden ist, in denen diese Kunst gebunden, wo nicht eingeschnürt bleibt und bleiben muß. Auch was zu den Sprüchen gesagt ist, haben wir nur noch um weniges zu vermehren. Des höchsten Lobes wert sind die acht Verse auf den Bamberger Bildhauer, den Anonymus der Kaiserstatuen, „den streitbar stolzen, königlichen Franken" und wieder „den stillen Künstler, der sein Bestes tat, Versonnen wartend bis der Himmel helfe." Das einzelne an lapidarer oder heraufzaubernder Wendung ist gar nicht herzählend zu erschöpfen. Wie stehen in vier Versen diese „Herbergen in der Au" da: „Bemalte Erker, zeitengraue Balken und Schindeln rufen auf die Welt von eh: Verwunschner Dorfplatz, wo vom Mund des Schalken Ein Leiersang uns trifft wie tönend Weh." Schneidender Zorn und ein zorniges Aufweinen erfüllen die Sätze, die ohne Nennung des Namens doch deutlich Berlin gelten. Das Raisonnement, das darunter liegt, so weit Reaktionen eines einsamen Gemüts gegen eherne Notwendigkeiten der Zeit den Namen des Raisonnements beanspruchen können, hält keinem Blicke Stich; und wer unter der Rubrik „Worms" Vorstellungen über deutsche Renaissance und deutsche Reformation aussprechen kann wie diese: die Reformation, besser gesagt, Mönchsgezänk, habe den ganzen eingezogenen Frühling der sinnlichen Kultur aus Deutschland wieder verscheucht (daß der Reim auf Föhn den fliehenden Frühling zum Gestöhn zwingt, sei nebenbei bemerkt), der wird in uns gelassene Hörer finden, wenn er mit einem Blicke auf den falschen Tand der Großstadt Armut, Not und Schmach prophezeit. Das gewaltige, in jedem Augenblicke tragisch vermischte Leben liegt nicht in Öl und Essig geschichtet für jeden Salat bereit. Dies sind ohnmächtige Schablonen, und wenn das Sehertum Georges, das die Knaben gegen uns ausspielen, auf nichts anderem stände, so würden wir den Mut haben, es zu verlachen. Wir wenden uns von diesem

matten Eifern zu den wirklichen Ahnungen über nordisches und südliches Wesen, die immer wieder in diesen Seiten aufblinken und zu der Hoffnung auf den Tag, an dem das feurige Blut des Rheins, „sein römischer Hauch", sich durch alle dumpfen und zähen Adern des schweren deutschen Leibes bewegen werde. Wir wenden uns von den Strophen auf einen kläglichen Megalomanen, der einige Jahre lang in München noch vor dem Narrenhause den Narrenruhm fristete und den wir mit Widerwillen am Arme Stefan Georges erblicken, — von manchen anderen Verschen auf Geringes und Geringe zu den schönen Zeilen auf den dunklen Tod eines fürstlichen Kindes, den außerordentlichen auf die nonnenhafte Schwester, dem vielleicht schönsten Abschiedswort an den polnischen Dichter, dessen „ritterlicher Schatten noch das letzte Blatt des Buchs hat queren dürfen."

Und mit diesem Spruche schließe sich diese Übersicht und dies Urteil. Wir ergänzen es mit wenigen allgemeineren Sätzen, die das Schroffe vergleichen und unsere Auffassung des Dichters genauer, als vielleicht geschehen ist, bestimmen mögen.

Der „Siebente Ring" ist in jedem Betrachte Georges gewaltigstes Buch. In der Didaxe wie im Liede, im Landschaftsblicke wie in den reinsymbolischen Dichtungen bezeichnet es die hohe und reife Blüte seiner Wurzel. In vielen Adressatengedichten erreicht seine Menschlichkeit, das Große und Gute in seinem Ethos, einen Ausdruck von milder Wärme, der gerade von dem herrischen und maßlos schroffen Manne kommend eine heiße Macht der Rührung auch über das fremde und kühle Herz auszuüben vermag; und wie Trotz und Zorn hier Blöcke schichten und abgebrochene Berggipfel zu Tal wälzen, titanenhafter als je zuvor, so hat auch der Weltgeschichtsblick, der etwa die beiden letzten Strophen der „Templer" und manche der Zeitgedichte beherrscht, seinesgleichen noch nicht gehabt. In vielen Stücken prägt sich eine stille Heimkehr vom Fremden und äußerlich Berückenden, das ihn früher angezogen haben mag, beweglich aus.

Wer, bei äußerster Kampfstellung gegen das meiste gegenwärtig Deutsche, das Schicksal, deutsch zu sein, so sehr als Pflicht, deutsch zu werden, auf sich genommen hat, darf nun allen denen, die „leichthin schlüpfen aus innerer Fessel“, mit dieser vernichtenden Verachtung begegnen. Dies Buch mit allem seinem Verzichte, aller seiner Ungleichmäßigkeit und Befangenheit, ja noch in seinen Fehlern und groben Häßlichkeiten, ist stilvoll im höchsten Grade. Mag die Höhe des Stiles die Grenze des Beschiedenen doppelt stark fühlbar machen, der Wahrheit ist die Ehre geblieben. George hat, wie sein romanischer Bildner, still sein Bestes getan, und „der Himmel“ hat geholfen, soweit das Gesetz der Erde ihm nicht Schranken setzte.

Das Geheimnis der Größe dieser Natur ist ihre rücksichtslose Wahrhaftigkeit gegen sich selber, aus der dann ihre Form, tätig zu sein, der große Fleiß des großen Künstlers von selber quillt. Erst diese beiden Eigenschaften geben dem dämonischen Willen, der Stefan George geradeso zum Vernichter wie zum Erbauer hätte bestimmen können, die gerade Richtung empor. Er ist nach Schiller und mit Schiller der sittlichste aller deutschen Dichter, wie er nach Klopstock und mit Klopstock der empfindendste ist. Wir hören die in der Zeit verbreitete Gemeinheit immer dreister, weil immer noch ungestraft, von den Mittelchen und den falschen Zauberkünsten tuscheln, die diesem Manne den Anhang geschaffen und erhalten haben. Als ob dieser Anhang es wäre, was seine Wirkung auf die Zeit verewigt, und nicht vielmehr seine langsam dispers werdende Allgemeingültigkeit für eine ganze hohe Phase der deutschen inneren Gesittung, ein Phänomen, das ganz und gar sittlich ist und keine anderen als sittliche Voraussetzungen haben kann.

Und so ist manches Wort dieses Buches mehr als eine sittliche Äußerung, nämlich eine sittliche Tat. Hierunter zählen vor allem die vielfach variierten Anspielungen auf das Selbstopfer, das auf dem Grunde jedes dichterischen Tuns liegt und das hier nicht mehr spielend und wehmütig eitel, wie sonst in der Zeit, aufgefaßt wird,

sondern ausgesprochen als eine Hingabe an die anderen, ja verlangt als das Verzichten auf eigensüchtiges Glück. Es treten hinzu die Äußerungen, in denen dem Dichter seine eigene Person in einem noch anderen Sinne fraglich wird, nämlich dem schweren der Vergänglichkeit. Schon ein frühes Gedicht schloß er mit den trüben und gefaßten Versen: „Mein Auge späht nur fern nach jenem Einen aus Der gern die Harfe reich und wohlgestimmt, Der unsre goldne Harfe nimmt." Das Motiv ist hier, in den „Gestalten", ein Zwiegespräch zwischen einem abtretenden und einem antretenden Herrscher geworden, der Moment, in dem zwei Generationen ihre schicksalsvolle Ablösung durcheinander seelisch groß ausgleichen. George rührt hier an seine geschichtliche Grenze mit vollem Bewußtsein, wie er sonst auf jeder Seite, auch der strahlendsten, unbewußt an sie rührt.

Es wird lange dauern, bis unter uns, aus unserem Blute und unserer Sprache der Gewaltige aufsteht, der Stefan Georges rechtmäßiger Fortsetzer wird. Aber es daure lange oder kurz, für das Geschlecht, dem wir angehören, kann es an dem bitteren und quälenden Verhältnisse zu dem großen Künstler nichts ändern. Wenn wir in der Spanne unseres Lebens den Neuerer der Zukunft nicht mehr erreichen, so können wir darum noch keinen Schritt rückwärts; wir müssen in einem solchen Falle die Interregnumspflicht, den Weg zu bereiten, mit allen ihren Notwendigkeiten auf uns nehmen.

Das gesamte Georgesche Werk steht im geschlossenen Zyklus, und wenn es dafür der Beweise bedurft hätte, so gäbe sie dies Buch, das alle seine früheren weit hinter sich läßt. Wir sind durch diesen Zyklus determiniert, aber wir sind nicht in ihn zu schließen. Wir sind durch diesen zertrümmernden Sturm, der unsere Erde sauber gefegt hat, von Mauern und Schranken befreit worden, aber nur unser Nachrechnen weiß mehr von dieser Vorvergangenheit; unsere Aufgaben sind so anders und neu, unsere Fehlermöglichkeiten so frisch aufgetaucht, die Phase des Überganges, die wir darstellen, so abgetrennt von der gestrigen, daß wir uns oft dies Buch in unsere

neue Sprache übersetzen müssen, um seiner Großartigkeit nicht unrecht zu tun. Es spricht oft zu uns wie der Übernächtige zu dem, der nach Tag und Abend geschlafen hat; es ist zwischen ihm und dem Erwachten eine ganz fremde, ganz trennende Luft.

Mit diesen Metaphern drücken wir es nur deutlicher aus, worauf die Erörterung wiederholt angespielt hat. Die Gestalt Georges ist historisch geworden und steht außerhalb des Kampfes, den wir kämpfen. Unsere Beziehung zu ihm und auf ihn ist durch nichts, was von ihm käme, mehr zu verändern, aber sie ist kein Gegenstand unserer Rechnung, kein Faktor in den täglichen Pflichten mehr. Im Leben einzelner und im Leben der Generationen ist ein Verhältnis virtuell zu Ende, das die Distanz nicht mehr verengern kann. George kann heut nur fester wurzeln, aber uns niemals näher kommen, und wir sind längst, längst in den neuen Aufbruch hinein verschlungen, der uns mit jedem Schritte weiter von ihm entfernt.

Wir könnten wünschen, diese große und tyrannische Natur hätte uns die Entfernung minder erschwert; da es nicht geschehen ist, und wie der Augenschein lehrt, nicht hat geschehen können, so verlangt es unsere Pflicht gegen die Jugend, für die wir nun verantwortlich zu werden beginnen, daß wir diese Entfernung aufzeigen, die Maßstäbe vergleichen, den Strebenden von historisch gewordener Befangenheit entwöhnen, die ein großer Name ihm heiligen könnte, und ihn auf die Aufgaben hinführen, für die der Morgen seine junge Kraft verlangen wird. Wir werden ihn die innere Treue gegen ein grandioses erstarrendes Werk lehren, aber dafür sorgen, daß er freien Weg behält; wir werden ihn auf den einzigen Weg verweisen, der ihn in Zukunft führt, aber ihm das Unsterbliche der Vergangenheit retten.

Die heroische Aufopferung Georges für seine und die Folgezeiten ist das Erbe, mit dem wir heut beginnen. Er hat auf das Gefällige verzichtet, sich das Leichte versagt und das Schwere erschwert; die Sprache ist bis auf den gewachsenen Fels umgepflügt, und während

der herakleische Arbeiter auf den Pflug gelehnt ausblickt, liegt die ganze Scholle des deutschen Lautes auf ihrer ganzen Breite herumgewandt gegen die Sonne. George hat es gewußt, daß seine Saat darin nicht reift und nicht einmal keimt. Aber die Jugend muß diese Arbeit erwerben, um sie zu besitzen. Es kommt ihr zugute, daß er sich gezwungen hat, vielleicht im Gegensatze zu seiner tieferen Anlage, in äußerster Beschränkung sein Höchstes zu leisten; heut, da er diese Beschränkung ungelenk zu verlassen sucht, ist er neuen Dimensionen nicht gewachsen; aber die Jugend, die sie angeboren besitzt, muß dafür sorgen, daß sie nicht sofort wieder entwertet wird. Dies Opfer nicht verdient zu haben, wäre ein Brandmakel, den nichts verlöschen könnte.

So wenig anscheinend das, was wir an Produktion gegenwärtig um uns her gewahren, uns zu guten Hoffnungen berechtigen mag, so wenig sind wir gesonnen, darum eine solche Hoffnung fahren zu lassen. In der Fehlbarkeit wie in der Größe des Georgeschen Werkes liegen geschichtliche Prophezeiungen, die von der Zeit eingelöst werden müssen. Aber der erste Schritt hierzu wird immer der Einspruch gegen die Intoleranz sein müssen, die in der Kunst noch weniger Geltung hat, als wo immer es sei. Die nackte Hybris, die aus vielen Seiten des „Siebenten Ringes“ schlägt, hat uns genötigt, diesen Einspruch oft bitterer zu tönen, als in unseren Wünschen gelegen wäre. Georges auf Unterdrückung arbeitender Trotz ist, wie wir fühlen, tragisch. Aber wir können ihm das tragische Los nicht ersparen, das ihn trifft, wo er mit dem nicht zu Unterdrückenden der Zeit, Trotz gegen Trotz, kollidiert. Es muß heraus, was war, was ist und was wird, damit die Wasser nicht stocken.

ÜBERTRAGUNGEN AUS HOMER

I. NAUSIKAA.

Odyssee, sechster Gesang.

ALSO lag er und schlief, der göttliche Dulder Odysseus.
Schlummer bewältigte ihn und Ermattung. Aber Athene
Machte sich auf und ging in die Stadt zum Volk der Phaieken.
Diese bewohnten voreinst die geräumige Stadt Hypereie,
Den Kyklopen ganz nah, den frechen Gesellen. Und jene
Suchten sie heim und raubten sie aus; denn sie waren die Stärkern.
Aber der hehre Nausithoos kam und führte sie alle
Fort nach Scheria, wo er sie fern vom Jammer der Menschen
Setzte und führte die Mauern umher und bauete Häuser,
Baute die Tempel der Götter und sonderte rings die Gemarkung.
Aber er war derzeit schon längst zum Hades gegangen;
Und nun herrschte Alkinoos dort mit göttlichem Rate.
Dessen Wohnung betrat die Göttin, strahlenden Auges,
Da sie des göttlichen Dulders, Odysseus, Heimkehr bedachte.
Aber sie trat in das schöne Gemach, in welchem die Tochter
Des Alkinoos schlief, Nausikaa, die an Gesichte
Und an Wuchs den Unsterblichen glich, die liebliche Jungfrau.
Mägde befanden sich zweie bei ihr, den Chariten vergleichbar,
Schlummernd zu seiten der Tür, deren prächtige Flügel geschlossen.
Aber die Göttin schwebte — ein Windhauch — gegen die Bettstatt,
Stund zu Häupten der Maid und sprach sie an: Von Erscheinung
Glich sie der Tochter des Dymas, des mächtigen Schiffers; denn diese
War der Nausikaa Altersgenoß und herzliche Freundin.
Dieser glich sie und sprach, die Göttin, strahlenden Auges:
„Wie? Deine Mutter besitzt, weiß Gott, eine lässige Tochter!
Denn die schönen Gewande, sie liegen daher und verkommen.
Dir aber nahet der Hochzeitstag. Da mußt du dich selber

Herrlich schmücken mit schönem Gewand und all dein Gefolge:
Denn aus diesem erwächst dir ein tüchtiger Ruf bei den Menschen,
Dran sich herzlich erfreun die Lieben, Vater und Mutter.
Auf! Wann eben der Morgen erscheint, so gehn wir zum Waschen,
Und da helf ich dir denn, deine Freundin, daß wir die Arbeit
Rüstig befördern; denn glaub mirs, ein Mägdlein warst du am längsten.
Schon umwerben dich viele der edelsten jungen Gesellen
Aus dem phaiekischen Volk, zu dem du ja selber gehörest.
Geh nun im Grauen des Tags und sag deinem Vater, dem König,
Daß er befiehlt, einen Wagen und Mäuler zu rüsten. Die fahren
Männer- und Weibergewand und die linnenen Decken zum Strande.
Und für dich selber ist es ja auch viel schöner, zu fahren
Als zu gehen: du weißt, die Becken sind weit von der Mauer."
Also sprach sie und stieg, die Göttin strahlenden Auges,
Gegen den hohen Olymp, die schöne Behausung der Götter,
Unveränderlich stät. Die schüttelt kein Wind, die befällt nicht
Regen und Tau, die netzet kein Schnee, und immer — so sagt man —
Wölbt sich die klare, ätherische Luft mit weißer Erhellung.
Alle die Tage gefallen sich dort die unsterblichen Götter.
Dorthin enteilte sie strahlenden Augs, nachdem sie gesprochen.
Eos erschien auf rosigem Thron und weckte im Zimmer
Gleich die Nausikaa auf. Da schwand das seltsame Traumbild.
Sie aber eilte durchs Haus, auf daß sies den Eltern erzähle,
Vater und Mutter, den lieben. Die fand sie beide im Saale.
Jene, die Mutter, verweilte am Herd mit den dienenden Weibern,
Alle in Händen die Spindel voll schimmernden Flachses. Den Vater
Traf sie im Eingang. Er wollte sich just zu den anderen Fürsten
In die Versammlung begeben: ihn riefen die edlen Phaieken.
Sie aber trat vor ihn hin und sprach die kindlichen Worte:
„Väterchen, sag doch, willst du mir nicht einen Wagen besorgen,

Schön von Rädern und hoch? Ich möchte die viele Gewandung
Gegen den Fluß hinfahren und waschen; denn sie verkömmt mir.
Und es ginge doch nicht, daß du mit allen den Herren
Sitzest im Rat und hast kein reines Gewand auf dem Leibe.
Sind dir doch auch fünf Söhne dahier im Hause geboren,
Zweie vermählt und drei noch blühende junge Gesellen.
Gehn die von Hause zum Tanz, so wollen sie immer ein neues,
Sauber gewaschenes Kleid. Das alles liegt mir am Herzen."
Aber sie redete so aus Scheu, mit dem gütigen Vater
Von der Vermählung zu sprechen. Doch der verstand sie und sagte:
„Kind, die Mäuler mißgönn ich dir nicht und auch nicht das andre.
Komm, so sollen dir jetzt die Knechte den Wagen bereiten,
Schön von Rädern und hoch und oben darauf ein Gestelle."
Also sprach er und rief den Knechten, daß sie ihn hörten.
Die aber zogen das Maultiergefährt ins Freie und setztens
Auf und schirrten die Mäuler alsbald ins Joch vor den Wagen.
Aber die Jungfrau brachte vom Saal die schimmernde Wäsche,
Tat sie ins schöne Gefährt. Da hatte indessen die Mutter
Ihr ein Körblein gerichtet mit mancherlei Speise und Zukost
Guten Geschmackes und Wein im Schlauch aus dem Fell einer Ziege.
Aber die Jungfrau bestieg das Gefährt. Da gab ihr die Mutter
Noch zuletzt ein golden Gefäß voll lauteren Öles,
Daß sie sich wüsche und salbe, zugleich mit den dienenden Weibern.
Da aber nahm sie die Geißel zur Hand und die glänzenden Zügel
Und trieb an. Es erhob sich ein rasselnder Lärm von den Mäulern.
Rastlos trabten sie fort und trugen die Kleider und jene,
Nicht allein; denn es gingen mit ihr die anderen Mägde.
Da sie nun aber den Lauf des lieblichen Flusses erreichten,
Wo sich die Becken befanden, voll immer lebendigen Wassers —
Herrlich sprang es hervor, das Schmutzigste selber zu säubern —,
Löseten sie die Mäuler alsbald vom Joche des Wagens,
Daß sie entliefen und längs der wirbelnden Strömung des Flusses

Weideten Klee, wie Honig so süß. Drauf nahmen die Jungfraun
Mit den Händen das Zeug vom Wagen herunter und warfens
Flugs in die dunkelen Bronnen und traten es eifrig mit Füßen.
Da sie es aber gewaschen und alles Beschmutzte gesäubert,
Breiteten sies in Reihen am Strand des Meers, wo das Wasser
Rundliche Kiesel zuhauf ans Ufer gewaschen. Und später,
Da sie gebadet und sich mit lauterem Öle gesalbet,
Setzten sie sich und nahmen das Mahl am Ufer des Flusses.
Also lagen die Kleider und trockneten unter der Sonne.
Da sie sich aber am Mahle gelabt, sie selbst und die Mägde,
Warfen sie alle die Schleier hinweg und begannen ein Ballspiel.
Aber Nausikaa, Weißarm, sang als Erste den Reihen.
So tritt Artemis her, die Jägerin, über den Bergen,
Auf dem unendlich langen Taygetos, auf Erymanthos'
Rücken und jaget mit Freuden die flüchtigen Hirsche und Böcklein.
Ihr aber scharen die Mägde des Zeus, der die Aigis erschüttert,
Ländliche Nymphen sich zu und scherzen, daß sich die Mutter
Leto erfreut: denn alle sind schön, doch sondert sich jene
Leicht von den andern, so trägt sie das Haupt und die göttliche Stirne.
Also schied von den Mägden sich leicht die adlige Jungfrau.
Schon aber wollte sie wieder zurück, nach Haus, in die Wohnung,
Wenn sie die Mäuler geschirrt und die schönen Gewande gefaltet:
Aber die Göttin Athene erdachte indessen ein andres,
Daß Odysseus erwachte und sähe die strahlende Jungfrau,
Und sie ihn selber zur Stadt der phaiekischen Männer geleite.
Also warf die Fürstin den Ball gen eine der Mägde
Und verfehlte die Magd. Er fiel in den reißenden Strudel.
Weithin scholl das Geschrei. Da erwachte der große Odysseus.
Und er setzte sich auf und sprach mit Zweifeln im Herzen:
„Weh, wo mag ich denn sein? In welchem Lande der Menschen?
Sind sie vielleicht verwegen und roh und Feinde der Satzung,

Oder von gastlichem Sinn und ehren die himmlischen Götter?
Eben gerade umtönte mein Ohr ein Mädchengeschreie,
Wohl von Nymphen, die oben die schroffen Gebirge bewohnen
Und die Quellen der Flüsse und blumenbestandenen Auen.
Oder befind ich mich doch ganz nah bei menschlicher Rede?
Aber wohlan, ich mache mich auf und werd es erforschen."
Sprachs und kroch aus dem Dickicht hervor, der große Odysseus.
Erst aber brach er mit mächtiger Hand im Busch einen starken,
Laubichten Zweig und deckte damit die Blöße des Mannes.
Wie ein Leu des Gebirgs mit trotzigen Kräften hervortritt,
Regengepeitscht und windzerzaust, und innen die Augen
Glühn, und so überkommt er die Rinder oder die Schafe
Oder die flüchtigen Hirsche im Feld, und es treibet der Bauch ihn,
Daß er die Hürden versucht und selbst ans befestigte Haus kommt,
Also wollte der Mann den zierlich gescheitelten Mägden
Sich vermengen, wiewohl er doch nackt: es trieb ihn die Notdurft.
Jenen erschien er ein furchtbar Greuel, beschmieret mit Salzschaum.
Hierhin und dorthin stoben sie fort auf die äußersten Klippen.
Einzig die Tochter Alkinoos' blieb. Ihr hatte Athene
Mut ins Herze gelegt und die Furcht aus den Gliedern genommen.
Also stand sie vor ihm. Da zweifelte lange Odysseus,
Ob er mit Flehen das Knie der lieblichen Jungfrau ergreife,
Oder den Abstand wahre und schmeichelnden Wortes sie grüße,
Bittend, daß sie die Stadt ihm zeig und gebe ihm Kleider.
Also bedachte er sich; da schien es ihm dennoch das beste,
Daß er den Abstand wahre und schmeichelnden Wortes sie grüße;
Denn sie zürnte vielleicht dem Verwegenen, der ihr zu nah kam.
Also begann er alsbald mit herzlichen, schmeichelnden Worten:
„Herrin, ich rufe dich an — du magst nun ein Gott oder Mensch sein.
Wärest du aber ein Gott und wohnst in der Breite des Himmels,

Möcht ich der Tochter des waltenden Zeus, der Artemis selber
Dich an Gesicht und Gestalt und herrlichem Wuchse vergleichen.
Wärest du aber ein Mensch und wohnst hier unten auf Erden,
Dreimal selig der Vater und selig die Frau, deine Mutter,
Dreimal selig die Brüder: Es müßte ja immer das Herze
Ihnen in Wonne frohlocken um deinetwillen, du Schöne,
Wenn du dich zeigest im Reihen, du blühender Sproß ihres Hauses!
Aber das seligste Glück hält der vor andern im Herzen,
Der dich mit reichen Geschenken erwirbt und führt dich nach Hause.
Denn noch hab ich bisher kein solches Bildnis gesehen,
Weder von Männern noch Weibern. Mit Staunen füllt mich der Anblick.
Als ich vorzeiten in Delos geweilt, im Hain des Apollon —
Denn ich gelangte auch dorthin mit vielerlei Volks und Gesellen
Jenes Wegs, der mir später hernach so verderblich geworden —,
Hab ich den kräftiglich keimenden Sproß eines Palmbaums gesehen.
Wie ich nun damals im Herzen erstaunete, da ich ihn ansah,
Und mir sagte: es keimt kein andres Wachstum so herrlich,
Staune ich jetzt, o Weib, und bin voll Wunderns und blöde,
Dir das Knie zu umfassen, und bin doch wahrlich in Nöten.
Gestern lag ich den zwanzigsten Tag auf den dunklen Gewässern;
Denn so lang verschlug mich der Schwall und die reißende Windsbraut
Von der Insel Ogygia her. Nun warf mich der Dämon
Hier ans Gestad, zum Unglück gewiß; denn wahrlich, ich fürchte,
Daß die Götter auch hier unendliche Qual mir ersonnen.
Hab nun Erbarmen, o Herrin; denn sieh, dich fand ich zuerst hier,
Der ich so Böses erlitt, und kenne doch keinen der andern
Menschen, die hier zu Land die Stadt und die Felder besitzen.
Zeige mir also den Weg, und gib mir ein Tuch, das mich decke,
Irgendein Zeug, darein du die andere Wäsche gewickelt.
Dir aber geben die Götter die Fülle erdenklicher Wünsche,

Geben dir Mann und Haus und Eintracht gleicher Gesinnung.
Denn wahrhaftig, es gibt nichts Bessers oder Erwünschters,
Als wenn Mann und Weib in herzlicher Eintracht verbunden
Ihres Besitzes genießen, und sind den Feinden ein Ärger,
Freunden ein Trost: das Schönste jedoch erfahren sie selber."
Aber Nausikaa, Weißarm, sprach und gab die Erwidrung:
„Fremdling, du scheinst mir fürwahr kein böser Geselle, noch töricht.
Doch der olympische Zeus verteilet den Segen der Erde
Bösen und Guten zugleich, einem jeglichen, wie es ihm dünket.
Und so gab er dir dies. Das mußt du freilich ertragen.
Da du jedoch zu unserer Flur und Wohnung gekommen,
Wirst du gewiß nicht der Kleidung ermangeln oder des andern,
Wie es dem fremden, bedürftigen Mann als Gabe gebühret.
Ja, ich künde dir Weg und Stadt und Namen des Volkes:
Die Phaieken besitzen dahier die Stadt und die Äcker.
Ich aber bin des Alkinoos' Kind, des erhabenen Herrschers,
Dem im Land der Phaieken die Königsmacht und Gewalt ist."
Also sprach sie und rief den zierlich gescheitelten Mägden:
„Stehet, ihr Mägde, und kommt. Was flieht ihr den Anblick des Mannes?
Denkt ihr vielleicht, er sei ein wilder Mann oder Räuber?
Dieser ist wahrlich kein schlimmer Gesell. Auch fände sich keiner,
Der zu uns her ins Gebiet der phaiekischen Männer gelangte
Mit Verderben und Mord: wir sind Verwandte der Götter,
Und wir wohnen entfernt inmitten der wilden Gewässer
Als die Letzten. So mischen wir uns mit keinerlei Menschen.
Dieser jedoch kam hier zum Strand, unselig, verschlagen.
Also pflegen wir sein. Denn Bote des Zeus ist jeder
Fremde und Bettler, und klein die Gift und gern gegeben.
Also, ihr Mägde, versorget den Mann mit Essen und Trinken;
Dann aber wascht ihn im Fluß, am Ort, der vorm Winde geschützt ist."

Sprachs. Da blieben sie stehn; und rief die eine der andern.
Aber sie führten Odysseus zum Ort, den Alkinoos' Tochter,
Des großmächtigen Königs, Nausikaa, ihnen befohlen.
Neben ihn legten sie da die Gewandung, Mantel und Leibrock,
Brachten ihm hurtig das lautere Öl im goldnen Behältnis
Und ermunterten ihn zum Bad im strömenden Flusse.
Da aber sprach zu den Mägden der göttliche Dulder Odysseus:
„Mägde, nun stehet ein wenig abseit, damit ich mir selber
Von den Schultern entferne den Salzschaum und mich mit Öle
Salben mög; denn wahrlich, mir kam schon lange kein Salböl
Über den Leib. Doch bad ich mich nicht in eurer Gesellschaft;
Denn ich schäme mich nackt vor den zierlich gescheitelten Mägden."
Also sprach er. Da gingen sie fort und sagtens der Jungfrau.
Er aber wusch sich den Schaum vom Leib, der große Odysseus,
Der ihm den Nacken beschmutzte und beide die mächtigen Schultern;
Und er befreite das Haupt von der salzigen Kruste des Meeres.
Aber nachdem er im Bade geweilt und sich völlig gesalbet
Und die Gewande sich übergetan, die Geschenke der Jungfrau,
Machte die Göttin Athene, die Tochter des himmlischen Vaters,
Ihn noch größer und voller zu schaun. Es fiel ihm in Ringeln
Dunkel vom Haupte das Haar, hyazinthenen Blüten vergleichbar.
Wie ein kundiger Mann, ein Goldschmied, silbern Geräte
Schön mit Golde verziert, den Hephaistos gelehrt und Athene,
Daß er die künstlichen Werke erschafft zur Freude der Menschen;
Also mit Anmut zierte sie ihm das Haupt und die Schultern.
Er aber ging und setzte sich fern am Strande des Meeres,
Strahlend in Schöne und Huld. Und also sah ihn die Jungfrau.
Da nun rief sie alsbald den zierlich gescheitelten Mägden:
„Kommet, ihr Mädchen, und horcht: Ich möcht euch etwas erzählen.
Traun, nicht gegen den Willen der sämtlichen Himmelsbewohner
Hat dieser Mensch sich vermengt mit dem göttlichen Volk der Phaieken.

Sehet, er wollte mir erst gar unansehnlich erscheinen,
Nun aber gleicht er den Göttern, den Herrn in der Breite des Himmels.
Wär doch auch mir ein solcher Gemahl — so sag ich — erwählet,
Wohnend im Land, und es wäre ihm lieb, hier immer zu bleiben.
Aber, ihr Mägde, nun bringt dem Gastfreund Essen und Trinken."
Sprachs. Und sie alle vernahmens mit Lust und eilten gar willig.
Alles schafften sie her für Odysseus, Essen und Trinken.
Er aber aß und trank, der göttliche Dulder Odysseus,
Gierigen Munds, verzog er doch lang ohn Weide und Nahrung.
Anderes aber bedachte indes Nausikaa, Weißarm,
Legte die Kleider zusammen und tat sie ins schöne Gefährte,
Schirrte die mutigen Mäuler davor und stieg auf den Wagen.
Doch den Odysseus ermunterte sie und sagte die Worte:
„Stehe nun auf, und wandre zur Stadt, auf daß ich dich selber
In den Palast meines Vaters, des Königs, führe; und dorten
Wirst du mit allen bekannt, den edlen phaiekischen Fürsten.
Nun aber handele so — du scheinst mir klug und besonnen:
Da wir uns hier über Land und die Äcker der Menschen bewegen,
Bleibe den Mägden gesellt und folge mir eiligen Schrittes,
Weil ich mit Mäulern und Wagen den Weg dir zeige. Doch später
Kommen wir gegen die Stadt, die rings mit Mauern und Türmen
Fest ist und hoch; und beiderleiseits sind sichere Häfen.
Aber der Weg zum Lande ist eng: Ihn schmälern die Schiffe
Rechts und links; denn jegliches steht im eigenen Schuppen.
Drinnen erstreckt sich ein Markt um das prächtige Haus des Poseidon,
Rings mit gebrochenen Steinen gepflastert, welche man eingrub.
Dort verwahren sie alles Gerät der schwärzlichen Schiffe,
Kabeltaue und Trossen, und schneiden die Blätter der Remen;
Denn die Phaieken bekümmern sich nicht um Bogen und Köcher,
Sondern um Ruder und Segel und Mast und gerundete Schiffe:

Die sind ihr Stolz, und sie fahren damit durch die grauen Gewässer.
Ich aber fürchte ihr böses Geschwätz, daß mich keiner im Rücken
Schilt; denn unter dem Volk sind allerhand freche Gesellen.
Und so wirft mir wohl einer die schmähliche Rede entgegen:
‚Sagt doch, was folgt der Nausikaa dort ein schöner und großer
Gast? Wo hat sie ihn her? Der wird denn nun wohl ihr Gemahl sein.
Nun, sie griff ihn wohl auf, da er Schiffbruch gelitten, am Strande,
Weit aus der Fremde gekommen, denn Nachbarn haben wir keine.
Oder besuchte sie etwa ein Gott und stieg aus dem Himmel,
Da sie ihn innig erfleht, und nun hat sie ihn alle die Tage?
Desto besser. So sorgte sie selbst für den passenden Gatten,
Nahm ihn von anderswoher. Denn freilich, sie achtet im Volk hier
Alle gering, die Phaieken, die Edelsten, die sie umwerben.‘
Also werden sie reden. Und Spott und Schande erwächst mir.
Selber verargte ichs wohl einer andern, wenn sie es täte
Gegen den Willen der Lieben, bei Lebzeit Vaters und Mutters,
Und sich mit Männern benähme, noch vor der offenen Freite.
Gast, aber höre nun gleich mein Wort, auf daß dir die Liebe
Meines Vaters ein rasches Geleit und Heimkehr verschaffe.
— Nahe am Weg stehn Pappeln, ein heiliger Hain der Athene.
Drinnen sprudelt ein Quell, und ringsum breiten sich Wiesen.
Dort ist ein Gut meines Vaters, ein Gärtlein, blühend und fruchtbar,
Etwa so weit vor der Stadt, wie einer mit Rufen erreichet.
Dort nun sitz und bleib eine Zeit und warte so lange,
Bis wir Mägde zur Stadt, ins Haus meines Vaters gelangt sind.
Dann aber, wenn es dich dünket, wir haben die Wohnung gewonnen,
Dann steh auf und geh in die Stadt der Phaieken und frage
Nach des Alkinoos Haus, des mächtigen Herrn, meines Vaters;
Denn das findest du leicht: Ein Knäblein könnte dirs zeigen.
Denn es gibt kein anderes Haus in der Stadt der Phaieken
Wie des Alkinoos hohen Palast, des erhabenen Königs.
Bist du dann aber erst unter der Tür und stehest im Hofe,

Schreitest du stracks die Halle hindurch, auf daß du gar balde
Dort meine Mutter erreichst. Die sitzt beim Feuer des Herdes,
Wo sie die schimmernde Spindel hantiert, ein Wunder zu schauen,
An die Säule gelehnt, und hinter ihr sitzen die Mägde.
An dieselbige lehnet sich auch der Thron meines Vaters:
Gleich den Unsterblichen sitzet er dort bei Wein und Gelage.
Dem nun mußt du vorüber und mußt mit Händen die Kniee
Unsrer Mutter umfassen, auf daß du den Tag deiner Heimkehr
Herrlich in Freuden erschaust — und wenn du auch noch so entfernt wohnst.
Dann, wenn jene vielleicht dir Freundliches sinnet im Herzen,
Ist dir Hoffnung bereit, noch einmal deine Geliebten
Und das heimische Dach und Land deiner Väter zu schauen."
Also sprach sie und trieb mit der prächtigen Geißel die Mäuler,
Daß sie in Eile das Ufer des strömenden Flusses verließen.
Kräftiglich zogen sie an und regten gar wacker die Hufe.
Sie aber hielt sie im Zaum: es sollte zu Fuße Odysseus
Mit den Gespielinnen folgen. Drum brauchte sie mäßig die Peitsche.
Aber die Sonne versank. So waren sie denn zu Athenens
Heiliger Stätte gelangt. Dort blieb der große Odysseus.
Er aber rief alsbald zur Tochter des himmlischen Vaters:
„Tochter des Zeus, der die Aigis erschüttert, Atrytone,
Höre mich jetzo, wenn du auch sonst mich nimmer gehöret,
Da ich Schiffbruch erlitt und der Küstenerschüttrer mich umtrieb.
Gib mir willkommnen Empfang und Mitleid bei den Phaieken."
Also rief er sie an. Da vernahm ihn Pallas Athene.
Doch sie trat ihm nicht selber vors Aug. Sie fürchtete ihren
Vaters-Bruder: der zürnte dem göttergleichen Odysseus,
Unabwendlichen Grolles, bevor er zu Hause gelandet.

II. DIE TOTENWELT.

Odyssee, elfter Gesang.

DA wir nun aber zum Strande des Meers und zum Schiffe gekommen,
Zogen wir flugs den Nachen hinaus in die göttliche Salzflut,
Richteten Segel und Mast im schwarzen, gerundeten Schiffe,
Griffen die Schafe und schifften sie ein und gingen dann selber
Alle mit Kummer an Bord und vergossen die schwellende Träne.
Doch die gescheitelte Kirke, die Furchtbare, menschlicher Stimme,
Füllte mit Wind die Segel des schön-blauwangigen Nachens,
Den sie nun weckte im Rücken, den wackern Geleiter, die Göttin.
Da wir nun aber das ganze Gerät im Schiffe besorget,
Saßen wir hin und folgten dem Wind und dem Manne am Ruder.
Einen Tag lang gings über See mit geschwollenen Segeln.
Aber die Sonne versank, und dunkel wurden die Straßen,
Und wir gelangten zum Rande des tiefen Okeanos-Stromes.
Dort aber findet sich Volk und Stadt kimmerischer Männer,
Immer mit Dunst und Grauen verhüllt. Es blicket auf jene
Helios nimmer, der Leuchtende, her aus heiterer Bläue,
Nicht, wenn er steigend sich hebt und treibt die Sterne vom Himmel,
Nicht, wenn er wieder zur Erde hinab sich kehrt von der Wölbung.
Jämmerlich hält dort Nacht unselige Völker gefangen.
Wir aber trieben an Land und taten das Vieh aus dem Nachen,
Gingen dann selber heraus am Rand des Okeanos-Flusses,
Bis wir zur Stelle gekommen, die vorher Kirke bezeichnet.
Zwei der Gesellen hielten daselbst die Schafe zum Opfer.
Ich aber zog alsbald mein wackeres Schwert von der Lende,
Grub eine Gruft, die war ins Geviert vom Maß einer Elle;
Dann vergoß ich am Rande den Guß für alle Gestorbnen,
Honig mit Milch und lieblichen Wein und Wasser zum dritten.
Über das Ganze verstreut ich die falbe, gemahlene Gerste.
Vieles gelobt ich allda den schwankenden Häuptern der Toten,

Wenn ich nach Ithaka käm: eine Färse, die nimmer getragen,
Im Palast, die schönste, verbrannt mit mancherlei Schätzen.
Doch dem Teiresias mußt ich allein sein Opfer versprechen,
Ein ganz schwarzes Schaf, das üppigste unter der Herde.
Da ich nun aber mit Flehn die Völker der Toten berufen,
Zog ich die Schafe zum Rande der Gruft und nahm sie und schlug sie
Recht durch den Hals, und es floß das schwärzliche Blut; und versammelt
Kamen von Erebos her die verstorbenen Seelen der Toten:
Bräute und junge Gesellen und vielmühselige Greise,
Mägdlein, knospend und zart, frühzeitige Trauer im Herzen,
Viel Erschlagene auch, durchbohrt von eherner Lanze,
Männer, gefallen im Krieg, mit blutig besudelten Waffen. —
Aber sie kamen zur Grube heran von jeglichen Enden
Mit unsäglichem Schrein; und bleiches Grausen ergriff mich.
Da aber sollt ich alsbald die treuen Gefährten ermuntern,
Daß sie die blutigen Opfer des unbarmherzigen Erzes
Schünden und eilends verbrennten und riefen mit Flehen die Götter:
Hades, den weidlichen Herrn, und die grausige Persephoneia.
Dann aber zückte ich schnell das wackere Schwert von der Lende,
Daß ich mich setzte und ließ die schwankenden Häupter der Toten
Nicht zu nahe ans Blut, noch eh ich Teiresias fragte.
Doch es erschien mir zuerst Elpenors Geist, des Gesellen;
Denn noch fand er mitnichten ein Grab auf wegsamer Erde,
Sondern wir hatten den Leib im Haus der Kirke verlassen,
Ohne Beweinung und Gruft: uns drängte die andere Mühsal.
Weinend sah ich ihn an. Mich jammerte seiner im Herzen,
Daß ich zu reden begann und sprach die beflügelten Worte:
„Sag Elpenor, wie gingst du so schnell ins Dunkel hinunter,
Daß du zu Fuß mir selbst und dem schwärzlichen Nachen zuvorkamst?“
Sprachs. Da erwiderte er und sprach die Worte des Jammers:

„Sprosse des Zeus, Laërtes-Sohn, vielkluger Odysseus,
Schicksal, Dämon und Wein, unmäßiger, hat mich verderbet,
Der ich im Haus der Kirke entschlief und hatte nicht Obacht,
Daß ich die Treppe betrat und stieg von der Höhe herunter,
Sondern ich trat gradab vom Dach und fiel auf den Rücken.
Also brach ich den Hals, und fuhr meine Seele zum Hades.
Nun aber knie ich und flehe bei jenen, die dir entfernt sind,
Bei dem Gemahl und dem Vater, der einst dich ernährt, da du klein warst,
Bei dem Telemachos, den du als Kind im Hause verließest —
Denn ich weiß, du kehrest von hier aus Hades' Behausung
Wieder ins Land Aiaie zurück im sicheren Fahrzeug:
Dort, o König, beschwöre ich dich, daß du meiner gedenkest.
Lasse mich nicht ohn Grab und Beweinung, eh du nach Haus kehrst —
Denn ich möchte dir sonst ein Vorwurf sein bei den Göttern,
Sondern verbrenne mich dort mit sämtlicher Rüstung zu Asche,
Schütte den Hügel mir auf am Rand der grauen Gewässer,
Daß auch die Künftigen einst mein traurig Schicksal erfahren.
Solches tue mir an und pflanze zu oberst den Remen,
Den ich geführt, da ich lebte und war mit meinen Gesellen."
Also sprach er; und ich entgegnete ihm mit den Worten:
„Dies, Unseliger, werde ich dir vollenden und antun."
Also saßen wir da und wechselten traurige Reden,
Beide gesondert. Ich saß und wahrte das Blut mit dem Schwerte,
Mir gegenüber der Schatten des Freunds und redete vieles.
Da aber kam die Seele der Mutter, die mir indessen
Starb, des Autolykos Kind, Antikleia, edlen Geschlechtes.
Da ich zur heiligen Ilios zog, verließ ich sie lebend. —
Weinend sah ich sie an. Mich jammerte ihrer im Herzen.
Aber ich ließ sie auch so, und ob es mich bitterlich kränkte,
Nicht dem Blute zu nah, noch eh ich Teiresias fragte.

Da aber kam des thebanischen Manns, Teiresias' Seele,
Winkend mit goldenem Stab, und grüßte mich gleich und versetzte:
„Sprosse des Zeus, Laërtes-Sohn, vielkluger Odysseus,
Was, Unseliger, schiedest du dich vom Lichte der Sonne,
Daß du kämest und sähest die traurigen Örter der Toten?
Aber gib Raum vorm Graben und birg die Schärfe des Schwertes,
Daß ich des Blutes genieße und möge dir Wahres verkünden."
Sprachs. Da gab ich ihm Raum und senkte das silberbeschlagne
Schwert in die Scheide hinab. Und balde, getrunkenen Blutes,
Sprach er mit Worten mich an, der untadlige Seher, und sagte:
„Wohl, Odysseus, stehet dein Sinn nach Wonnen der Heimat;
Aber die Heimkehr hemmet ein Gott; denn nimmer, so glaub ich,
Wird der Erschüttrer vergessen des tiefverwurzelten Grolles,
Zürnend, weil du dem Sohn das einzige Auge geblendet.
Doch vermögt ihrs auch so, wie sehr ihr auch Übles erduldet,
Wenn ihr das Herze nur zähmt, du selbst und deine Gesellen,
Zu der Stunde, darein ihr zuerst im sicheren Fahrzeug
Gegen das Land Thrinakia kommt, den Wassern entfliehend,
Wo ihr die weidenden Rinder erblickt und strotzende Schafe,
Helios' Herden, der alles erspäht und alles erlauschet.
Läßt du sie unversehrt und bleibst der Heimat gedenkend,
Kämt ihr nach Ithaka alle, wie sehr ihr auch Übles erduldet;
Wenn ihr sie aber versehrt, so sag ich Schiff und Gefährten
Böses voraus. Und wenn du auch selbst dem Tode entgingest,
Kehrest du spät, elendiglich heim, ohn alle Gesellen,
Fremd, auf geliehenem Schiff, und findst im Hause das Übel,
Männer verwegenen Sinns: die fressen dir deine Besitzung
Und umwerben dein göttlich Weib mit Freiersgeschenken;
Du aber kommst und strafst die Frevler um die Gewalttat.
Wenn du jedoch im eigenen Haus die Freier getötet,
Sei es durch List oder offenen Kampf mit der Schärfe des Erzes,
Nimmst du den stämmigen Remen und machst dich auf und entweichest

Fern über Land und wanderst und kommst am Ende zu Menschen,
Welche das Meer nicht kennen und tun kein Salz an die Speisen,
Welche auch nimmer des Schiffs rotglänzende Wangen gesehen,
Nimmer den stämmigen Remen, den Flügel des flüchtigen Nachens.
Nun aber geb ich dir noch ein unverkennliches Zeichen:
Wenn dir ein anderer Wandrer des Wegs, den du wandelst, begegnet,
Sprechend, du trügst ein Worfelgerät auf weidlicher Schulter,
Da bleib stehn und pflanz in den Grund den stämmigen Remen,
Schlachte dem König Poseidon daselbst ein dreifach Opfer,
Widder und Stier, zum dritten den säuebespringenden Eber;
Dann aber kehre nach Haus, auf daß du den ewigen Göttern,
Herrn in der Breite des Himmels, das heilige Hundertopfer,
Einem wie allen, vollbringst. Dann kommt dir später im Lande
Einst der gelindeste Tod: der streckt dich sänftlich aufs Lager,
Den das behaglichste Alter gebeugt; und um dich die Völker
Segnen ihr Los und leben im Glück. Dies künd ich dir wahrhaft."
Solches sprach er. Da nahm ich das Wort und erwiderte also:
„Wohl, Teiresias, Schicksal ists, von Göttern gesponnen.
Aber du sollst mir noch eines genau, in Treuen verkünden.
Sieh, ich erblicke da drüben der Mutter gestorbene Seele;
Lautlos hockt sie dem Blute zunächst und kann ihren Sohn nicht,
Der ich hier sitze, erblicken und weiß kein Wort mir zu sagen:
Rede, o Herr, was tu ich, auf daß sie mich kennt? Denn ich bin es."
Sprachs. Da begann er alsbald und gab mir solche Erwidrung:
„Leichtlich sag ich dir das und geb dirs in die Gedanken!
Welchen du immer dahier der verstorbenen Toten heranläßt
Gegen das Blut, der spricht alsbald und sagt dir die Wahrheit.
Wem du es aber verwehrest, der schweigt und kehrt sich von hinnen."
Also sprach sie und wandte sich ab in die Wohnung des Hades,
Des Teiresias Seele, des Herrn, nachdem sie geweissagt.
Ich aber blieb am selbigen Ort. Da kam meine Mutter,

Schlürfte vom Blut und kannte mich gleich und gewann die Besinnung,
Daß sie mit Jammern begann und sprach die beflügelten Worte:
„Sage, mein Kind, wie kamst du hieher in Dunkel und Schatten,
Der du doch lebest, und dies ist Lebenden schwer zu erschauen?
Furchtbare Strömungen sind und schreckliche Flüsse dazwischen,
Aber zuerst der Okeanos-Strom, den sicheren Fußes
Keiner durchmißt, es sei denn, er hat ein tüchtiges Fahrzeug.
Kamst du vielleicht hieher auf der Fahrt von Troja verschlagen,
Lang in der Irre mit Mannen und Schiff, und sahest noch immer
Ithaka nicht, noch trafst du dein Weib daheim in der Kammer?"
Also die Mutter. Da nahm ich das Wort und gab zur Erwidrung:
„Mutter, mich sandte die Not. So fuhr ich nieder zum Hades,
Um des thebanischen Manns, Teiresias' Seele zu fragen.
Denn Achaia schaute ich nicht, es blieb mir der eignen
Heimat Boden versagt. Mich treibt ohn Ende die böse
Irrsal um, seit ich zuerst mit dem Herrn Agamemnon
Gegen die Roßstadt Ilios zog, die Troer zu dämpfen.
Aber wohlan, so rede mir nun wahrhaftigen Mundes,
Sag, mit welchem Geschick der traurige Tod dich bewältigt,
Ob es die Jägerin Artemis war, die mit sanften Geschossen
Dich zu Tode gebracht, ob schleichend Übel der Krankheit?
Sag, wie geht es dem Vater, wie geht es dem Sohn, den ich nachließ?
Haben sie noch im Land mein königlich Amt, oder hält es
Irgendein anderer Mann, und es heißt, ich bleib in der Fremde?
Sag mir von meinem vertrauten Gemahl, was sinnet und rät sie?
Bleibt sie zu Haus beim Sohn und hält die Güter zusammen,
Oder hat sie indes ein achaïscher Edler gefreiet?"
Sprachs. — Meine Mutter, die Königin, gab zur Stelle die Antwort:
„Glaub mir, gewiß, sie bleibt und trägts geduldigen Herzens
Dort in der Kammer zu Haus. Und immer schwindet die Nacht ihr,
Schwinden die Tage ihr hin mit Klag und vergossener Träne.

Aber dein königlich Amt nahm keiner im Lande; und willig
Ließ man die Königsäcker dem Telemach. Stets bei den Schmäusen
Wird ihm sein Teil. So ziemt es sich ja für den Richter im Volke.
Sämtliche laden ihn ein. — Dein Vater bleibt auf dem Lande.
Nimmer kommt er herunter zur Stadt. Auch hat er kein Bette,
Weder Gestell noch Kissen und prächtige, schimmernde Decken,
Sondern Winters schläft er im Haus mit den Knechten beim Feuer
In der Asche und trägt ein schlechtes Gewand am Leibe.
Wards dann Sommer und kamen die lachenden Tage des Herbstes,
Sind ihm verschiedenerwärts entlang der Krümme des Weinbergs
Lager gebreitet am Grund aus trocknen, geschichteten Blättern.
Dort aber liegt er und stöhnt; und Jammer kränket das Herz ihm,
Der dein Kommen begehrt. Auch drückt ihn Schwere des Alters.
So auch ging ich selber dahin und folgte dem Schicksal;
Suchte doch nimmer im Hause mich heim die spähende Schützin,
Wollte mich nicht mit sanftem Geschoß zu Tode befördern,
Nicht kam Sucht und Seuche zu mir, wie solche zumeist uns
Mit vieltraurigem Schwund das Herz im Leibe verzehret,
Sondern die Not um dich, dein Rat, erlauchter Odysseus,
Dein lieb Herz entfremdete mir das wonnige Leben."
Sprachs. So bedachte ich mich und hatte Verlangen im Herzen,
Daß ich noch einmal der Mutter verstorbene Seele umarmte.
Dreimal macht ich mich auf und faßte ein Herz, sie zu greifen.
Dreimal, unter der Hand, als wärs ein Spuk oder Schatten,
Schwand es hinweg. Da trat mir das Weh noch schärfer ans Herze,
Daß ich zu reden begann und sprach die beflügelten Worte:
„Mutter, wohlan, was weichst du mir so, und ich will dich umarmen,
Daß wir auch hier beim Hades mit treulichen Armen uns halten,
Bis wir uns eng aneinander geschmiegt mit Klagen ersättigt?
Bist du ein Spuk, und dich sandte die Königin Persephoneia,
Daß ich mich nur noch mehr mit Klag und Seufzern beschwere?"
Sprachs. Meine Mutter, die Königin, gab zur Stelle die Antwort:

„Wehe, mein Sohn, Unseligster du von allen auf Erden!
Persephoneia täuschte dich nicht, die Tochter des Höchsten,
Sondern so ist es das Recht der Sterblichen, wenn sie hinab sind:
Denn dann hält sich nimmer das Fleisch und Gerüst in den Sehnen,
Von der gewaltigen Kraft des brennenden Feuers verzehret,
Wenn das Leben zuerst die bleichen Gebeine verlassen:
Aber die Seel entflattert und schwebt und schwankt wie ein Traumbild,
Dich aber sollte nun schnell ins Licht, nach oben verlangen;
Da du solches gehört. So sagst dus hernach deinem Weibe."
So gab einer dem andern das Wort. Da kamen der Weiber
Viel (denn es scheuchte sie auf die Königin Persephoneia),
Welche die Edelsten waren, die Gattinnen alle und Töchter.
Und sie versammelten sich zuhauf um die schwärzliche Lache.
Ich aber ging mit mir selber zu Rat, wie ich alle befragte.
Da ich so dachte und sann, schien folgender Plan mir der beste,
Daß ich das wackere Schwert von der wuchtigen Lende mir zückte
Und nicht alle zugleich ans Blut, zu schlürfen, heranließ.
Und sie traten herzu und folgete eine der andern.
Jegliche nannte mir Stamm und Geschlecht; und ich fragte sie alle.
Da aber sah ich zuerst die edelgeborene Tyro,
Die mir erzählte, sie sei das Kind des hohen Salmoneus
Und das gewesene Weib von Aiolos' Sohne, dem Kretheus,
Einstens in Liebe entbrannt zum göttlichen Flusse Enipeus,
Welcher bei weitem der schönste der irdischen Flüsse dahinströmt.
Also besuchte sie oft des Enipeus liebliche Ufer.
Ihm aber ähnelte sich der umfassende Küstenerschüttrer:
Also lag er ihr bei, wo die wirbelnde Strömung hinausfließt.
Doch um sie her wie ein Berg mit purpurner Wölbung die Woge
Hüllte die sterbliche Frau zusamt dem liebenden Meergott,
Der sie mit Schlummer umgoß und löste den bräutlichen Gürtel.
Da er nun aber, der Gott das Werk der Umarmung vollendet,
Gab er die Hand ihr und sprach und begann mit folgenden Worten:

„Freu dich, o Weib, deines Buhlen. Im Lauf vollendeter Jahrszeit
Wachsen dir strahlende Kinder; denn kein unsterbliches Bette
Mangelte je der Frucht. Du sollst sie warten und aufziehn.
Kehre nun wieder nach Haus und nenne mich nicht vor den Leuten:
Du aber weißts, ich bin dir der Stranderschüttrer Poseidon."
Also sprach er und tauchte hinab ins wogende Wasser.
Sie aber kam in die Wehn mit Pelias und dem Zwilling
Neleus, die wurden hernach gar mächtige Diener des Höchsten,
Beide, und Pelias wohnte mit mancherlei Vieh in der breiten
Fläche von Jolkos, der Bruder jedoch im sandigen Pylos.
Aber die andern Söhne gebar die Fürstin dem Kretheus,
Aison und Pheros und auch Amythaon, den Pfleger der Rosse.
Auch Antiope sah ich hernach, des Asopos Erzeugte,
Die sich berühmt, es habe sie Zeus selbsteigen besuchet
Und ihrem Leib zwei Söhne erweckt, Amphion und Zethos,
Welche zuerst den Sitz der siebentorigen Thebe
Türmten, sie konnten ja nicht im blachen Gefilde von Thebe
Türme und Burg entraten, wiewohl sie beide gewaltig.
Dann aber kam Amphitryons Weib, Alkmene, gegangen,
Welche des Herakles duldende Kraft, des löwenbeherzten,
In der Umarmung vermischt mit dem waltenden Zeus empfangen.
Megara dann, die Tochter des frevelmütigen Kreion,
Welche gefreit Amphitryons Sohn, unbeugsames Mutes.
Und des Oidipus Mutter erschien, Epikaste, die Schöne,
Die ein unsäglich Tun, unwissenden Herzens, vollbrachte,
Da sie dem eigenen Sohn sich gab, der den Vater erschlagen
Und die Mutter gefreit. Da brachtens die Götter zu Tage.
Er aber blieb und beherrschte des Kadmos Volk in der lieben
Thebe und duldete Schmerz durch finstere Schlüsse der Götter.
Sie aber ging zum Hades hinab, zum mächtigen Pförtner,
Da sie am Estrich des steilen Gemachs eine Schlinge befestigt,
Überwältigt von Gram, und ließ ihm Leiden zurücke,

Viel, gar viele, zur Rache vollstreckt von der Mutter Erynnen.
Chloris sah ich dann auch, die Tausendschöne, die Neleus
Um ihre Schöne gefreiet und gab unzählige Gaben
(Tochter war sie, die jüngste, von Jasos' Sohne Amphion,
Der bei den Minyern einst in Orchomenos königlich herrschte);
Sie aber herrschte in Pylos und brachte ihm herrliche Kinder,
Nestor, Chromios und Periklymenos' rühmliche Mannkraft,
Ferner die weidliche Pero, ein Wunder für alle auf Erden,
Magd, von sämtlichen Nachbarn umfreit. Doch gab sie der Neleus
Keinem, wenn er ihm nicht die blank-breitstirnigen Rinder
Iphikleïschen Guts mit Raub aus Phylake wegtrieb,
Schwierigen Tuns; und allein der untadlige Seher vermaß sichs,
Daß er sie fing. Da schlug ihn ein schweres Geschick von den Göttern,
Lastende Fessel und Haft der bäurischen Hirten danieder.
Da sich indessen die Monde und wechselnden Tage vollendet
Des umlaufenen Jahrs und kehrten die nämlichen Stunden,
So erlösete ihn des Iphiklos Stärke, dieweil er
Göttliches alles geweissagt. Und ward Zeus' Ratschluß vollendet.
Und auch Lede ersah ich, Tyndareos' Lagergenossin.
Unter Tyndareos gab sie zur Welt starkmütige Söhne,
Zweie, den Reisigen, Kastor, die weidliche Faust, Polydeukes,
Welche noch beide lebendig das sprossende Erdreich decket.
Ja, auch unter der Erde von Zeus mit Würde begabet,
Leben sie immer den anderen Tag. Den anderen aber
Sind sie gestorben. Doch ward ihnen Amt und Ehre der Götter.
Iphimedeia sah ich hernach, des Aloeus Gemahlin,
Welche gesagt, ihr habe sich einst Poseidon vermischet
Und zwei Söhne erzeugt, die kamen nur eben zur Kindheit,
Otos, den Himmlischen gleich, Ephialtes, ferne gepriesen.
Diese erzog als die Längsten die nahrungspendende Scholle
Und als die weit Vielschönsten zunächst dem berühmten Orion.

Mit neun Jahren maßen sie schon neun Ellen an Breite,
Und ihre Länge betrug zur selbigen Zeit neun Klaftern.
Die aber drohten den Göttern, sie wollten im hohen Olympos
Heerschau halten und fechten die vieldurchtümmelte Feldschlacht,
Wähnend, sie täten den Ossa aufs Haupt des Olympos und drüber
Pelion, schüttelnd mit Laub, und fänden die Bahn in den Himmel.
Wären sie Männer geworden, so hätten sies wahrlich vollendet.
Doch sie verderbte der Sprosse des Zeus und der lieblichen Leto
Beide, bevor ihnen noch der Flaum an den Schläfen herausbrach,
Ehe sich unten das Kinn mit sprossender Wolle verhüllte.
Phaidra sah ich und Prokris und auch Ariadne, die Schöne,
Des verderblichen Minos Kind, die Theseus vorzeiten
Sich aus Kreta, zur Krümme des heiligen Bergs von Athenai —
Aber vergeblich — entführt. Die Jägerin Artemis schlug sie
Auf der umfluteten Dië: Dionysos gab ihr das Zeichen.
Maira, Klymene sahn wir alsdann, Eriphyle, das Unweib,
Die um Goldesgewinn den eigenen Gatten verraten.
Aber ich werd euch nicht alle erzählen oder benennen,
Wen ich, die Edelsten, sahe, die Gattinnen alle und Töchter.
Denn es verginge wohl eh die unsterbliche Nacht; und die Stunde
Mahnet zum Schlaf, es sei nun beim flüchtigen Schiff und der Mannschaft
Oder dahier. Das Geleit bleibt euch und den Göttern empfohlen."
Also sprach er, und allen erstarb das Wort in der Kehle,
Daß sie Bezauberung hielt ringsum im schattigen Saale.
Aber Arete, Weißarm, rief als erste vor allen:
„Redet, Phaieken, was dünket euch nun um dieses Gesellen
Antlitz und hohe Gestalt und wackeres Herze im Innern?
Er aber ist mein Gast. Das bringt uns alle zu Ehren.
Deshalb dränget ihn nicht zu gehn und machet die Gaben,
Deren er dringend bedarf, nicht schmal. Es liegen ja viele
Schätze bei euch in den Kammern verwahrt durch den Willen der Götter."

Da aber sagte der Greis Echenoos ihnen, der Recke,
Der bei weitem der älteste war von allen Phaieken:
„Freunde, mich dünkt, nicht neben das Ziel, nicht gegen die Meinung
Sprach die verständige Königin hier: so folget den Worten.
Doch am Alkinoos hänget allein die Tat und die Rede."
Aber Alkinoos sprach und gab ihm dies zur Erwidrung:
„Das soll ein Wort sein, wahrlich, solang ich immer lebendig
Hier das phaiekische Volk, die gepriesenen Schiffer, beherrsche.
Mög es dem Gast, wiewohl er sich sehnt, nach Hause zu fahren,
Noch ein Weilchen gefallen, auf morgen, bis ich die Gaben
Völlig beschafft. Doch liegt das Geleit den Männern am Herzen,
Allen, am meisten mir selbst. Denn ich bin König im Lande."
Da erwiderte ihm der bewanderte, kluge Odysseus:
„O Alkinoos, Herre, Gezeichneter unter den Völkern,
Zwänget ihr mich, ein Jahr bei euch im Lande zu bleiben,
Da ihr derweil mein Geleite bestellt und die glänzenden Gaben,
Wollt ich auch das: es wäre mir ja viel größerer Vorteil,
Wenn ich mit vollerer Hand ins Land meiner Väter gelangte.
Alsdann stünd ich noch höher in Gunst und Ehre bei allen,
Welche mich sähn, daß ich wieder nach Ithaka kehrte, zur Heimat."
Aber Alkinoos sagte darauf die erwidernden Worte:
„Nicht, Odysseus, dünket es uns, die wir also dich sehen,
Daß du ein Lügner seist, ein Prahlhans, wie ja dergleichen
Jeglichen Orts gar viel die dunkle Scholle beherbergt,
Daß sie Lügen ersinnen, von wo sichs keiner versähe.
Aber dein Wort klingt süß, und innen wohnet die Klugheit.
Wahrlich, du hast es uns allen beredt wie der Sänger verkündet,
Aller Achaier traurig Geschick und deines besonders.
Aber wohlan, erzähle mir nun und sage die Wahrheit,
Ob du nicht einen der Adligen sahst, der Gesellen, die mit dir
Einst nach Ilion zogen und duldeten dort ihr Verhängnis.
Lang ist die Nacht, unendlich die Zeit. Noch kam nicht die Stunde,

In den Gemächern zu schlafen, so sag noch weiter die Wunder;
Denn ich hielte wohl stand bis weit ins göttliche Frührot,
Wenn dus ertrügst und sprächest im Saal von deinen Geschichten."
Da erwiderte ihm der bewanderte, kluge Odysseus:
„O Alkinoos, Herre, Gezeichneter unter den Völkern,
Zeit zum Schlafen ist eins; und Zeit zum Reden ein andres.
Wenn du nun aber zu hören begehrst, so will ich von mir aus
Dirs gewißlich vergönnen, das Traurige alles zu hören,
Meiner Gefährten Los, die später zugrunde gegangen,
Da sie Gestöhn und Getümmel der troïschen Schlachten bestanden,
Aber hernach durch ein schändlich Weib im Hause verdarben. —
Da sie nun aber die Schar nach jeglichen Enden zerstreuet,
Persephoneia, die keusche, die Seelen der zärtlichen Weiber,
Kam auf mich her die Seele von Atreus' Sohn, Agamemnon,
Jammerbeschwert, und andre zuhauf, soviele mit jenem
In des Aigisthos Haus dem Tod und dem Schicksal erlagen.
Jählings kannte mich jener, nachdem er das schwärzliche Blut trank.
Schluchzend stöhnt' er hellauf und vergoß die schwellende Träne,
Reckte die Hand mir aus und dacht, er könne mich fassen.
Aber er blieb ohn Wucht und ohn vermögende Stärke,
Die die geschmeidigen Glieder ihm sonst vorzeiten bewohnet.
Weinend sah ich ihn an, mich jammerte seiner im Herzen,
Daß ich zu reden begann und sprach die beflügelten Worte:
„Sag mir, berühmter Atreide, du Hirte des Volks, Agamemnon,
Wer denn zwang dir das Herz, welch Los des traurigen Todes?
Hat dich vielleicht im Schiff der Fürst Poseidon bezwungen,
Daß er gewaltig Wehn von widrigen Winden erweckte,
Oder erschlugen am festen Gestad dich feindliche Männer,
Denen du Rinder geraubt und prächtige Herden der Schafe,
Oder dieweil sie mit dir um Stadt und Weiber sich maßen?"
Also ich. Da nahm er das Wort und gab die Erwidrung:
„Sprosse des Zeus, Laërtes-Sohn, vielkluger Odysseus,

Weder hat mich im Schiff der Fürst Poseidon bezwungen,
Daß er gewaltig Wehn von widrigen Winden erweckte,
Noch erschlugen am festen Gestad mich feindliche Männer,
Sondern Aigisthos hat mir den Tod und das Schicksal bereitet.
Er und mein schändlich Weib: er lud mich ein und erschlug mich
Mitten beim Schmaus, wie einer den Ochsen schlägt an der Krippe.
Also starb ich traurigen Tod; und ohne Erbarmen
Lagen die Freunde am Boden gefällt. Weißzähnige Eber
Schlachtet man also im Haus eines reichen, vermöglichen Mannes,
Wenn es Hochzeit heißt oder Schmaus oder blühend Gelage.
Wahrlich, du hast schon viel ermordete Männer gesehen,
Fallend im Kampf zu zweit und im Schwall der gewaltigen Feldschlacht;
Aber dich hätte gewiß zumeist der Anblick gejammert,
Da wir an strotzenden Tischen und rings im Saal um den Mischkrug,
Sterbende, lagen — es floß ringsum von Blute der Estrich.
Doch am erbarmungswürdigsten scholl der Priamos-Tochter,
Der Kassandra Geschrei: die Klytaimnestre mit Tücken
Schlug, wo ich lag und starb. Und sterbend warf ich die Hände
Über mein Schwert und dacht, es zu ziehn. Doch hündischen Äugelns
Schlich sie davon und wollte mir nicht, der zum Hades hinabging,
Mit der Hand das brechende Aug und die Lippe verschließen.
Ah, nichts Böseres lebt, nichts Hündischers als eine Männin,
Die sich vermißt und wälzet verwegene Taten im Sinne,
Wie denn auch jene ein solch abscheulich Ding sich ersonnen,
Mord dem vertrauten Gemahl. Ich selber, wahrlich, ich sagte,
Daß ich mit Freuden, wohlauf, nach Haus, zu Kind und Gesinde
Endlich wiedergekehrt. Doch wußte sie Frevel vor allen,
Daß sie Schande auf sich und alle die spätern Geschlechter
Zärtlicher Weiber gehäuft, auch die, so sich wacker erzeigen."
Also jener. Da nahm ich das Wort und gab zur Erwidrung:

„Wehe, so hat der donnernde Zeus des Atreus Geschlechte
Immer gewaltig gehaßt durch Weiber-Bosheit und -Ränke
Seit dem Beginn: Wir starben zuhauf um Helenas willen,
Dir aber wob dein Weib den Trug, da du ferne von Haus warst."
Sprachs. So begann er von neuem und gab dies Wort zur Erwidrung:
„Du auch sei mit deinem Gemahl nicht allzu vertraulich,
Sage ihr nie ein völlig Wort, und was du auch wissest,
Sondern sag ihr das eine, das andere halte verborgen.
Dir aber freilich, Odysseus, droht von seiten der Gattin
Sicher kein Mord; ihr Sinn ist recht, sie weiß sich zu raten,
Des Ikarios Tochter, die sorgende Penelopeia.
Jung verließen wir sie, ein bräutlich Weib, in den Tagen,
Da es nach Ilion ging. Sie trug das Söhnlein am Busen,
Säugend annoch. — Der sitzet nun auch in den Reihen der Männer,
Selig beglückt: ihn schaut der Vater, wenn er zurückkommt;
Und er selber umarmt den Vater, wie es das Recht ist.
Mich aber wollte sie nicht des Sohns mich ersättigen lassen,
Daß ich mit Augen ihn sah: Sie schlug mich zuvor, meine Gattin.
Dir aber sag ich noch dies, auf daß dus innen bewahrest:
Richte du ganz verstohlen dein Schiff zum Lande der Väter,
Daß sies nicht weiß; denn Glauben und Treu sind nicht bei den Weibern.
Aber wohlan, so sage mir noch und melde wahrhaftig,
Ob du vernahmst, wo mein Sohn, Orestes, lebend verweilet,
Ob er vielleicht in Orchomenos sei, im sandigen Pylos
Oder im Feld von Sparta als Gast seines Ohms Menelaos?
Denn noch starb nicht oben im Land der edle Orestes."
Also jener. Da nahm ich das Wort und gab die Erwidrung:
„Atreus' Sohn, was fragst du mich dies? Ich weiß es mitnichten,
Ob er lebt oder starb. Und schlecht ist müßiges Schwätzen."
Also stunden wir da und wechselten traurige Reden,
Nah beieinander, Jammers voll, in bitteren Tränen.

Dann aber kam die Seele des Peleïaden Achilleus
Und des Patroklos Seele, Antilochos' Seele, des Helden,
Und des Aias, voreinst an Wuchs und Antlitz der Erste
Unter den Danaern allen, zunächst dem Sohne des Peleus.
Aber des Läufers Seele, des Aiakos-Enkels ersah mich,
Daß sie mit Stöhnen begann und sprach die beflügelten Worte:
„Sprosse des Zeus, Laërtes-Sohn, vielkluger Odysseus,
Sag, Verwegner, was hast du denn noch für Taten im Sinne?
Wie ertrugst dus und kamst zum Hades unter die Toten,
Wo sie hausen, ein sinnlos Bild entschlafener Menschen?"
Solches sprach er. Da nahm ich das Wort und erwiderte also:
„Sohn des Peleus, Achill, Fürtrefflichster unter den Griechen,
Not um Teiresias brachte mich her, er sollte mir weisen,
Wie ich am besten nach Haus, zur zackichten Ithaka käme.
Denn Achaia schaute ich nicht, es blieb mir der eignen
Heimat Boden versagt; und immer hält mich das Übel.
Dich aber nenn ich beglückt vor sämtlichen, Frühern und Spätern.
Denn da du lebtest, so ehrten wir dich als einen der Götter,
Alle Achaier; und nun, hier herrschst du unter den Toten.
Drum beklage dich nicht, Achilleus, daß du hinabgingst."
Also ich. Da gab er alsbald dies Wort zur Erwidrung:
„Du, verrede mir nicht den Tod, erlauchter Odysseus.
Wär ich doch lieber ein Knecht und duldete Fron auf dem Acker,
Einem erbärmlichen Mann von kärglicher Nahrung verdungen,
Als hier unten der König im Reich verstorbener Toten.
Aber wohlan, so sag mir ein Wort von dem wackeren Sohne,
Meinem, ob er dir folgte und ward Vorkämpfer im Kriege,
Oder ob nicht. Und sag, was hast du von Peleus vernommen?
Hat er noch immer das Reich der myrmidonischen Städte?
Oder haben sie ihn in Hellas und Phthië entwürdigt,
Da ihn das Alter dieweil an Hand und Füßen geschlagen?
Könnt ich doch Helfer ihm sein und sähe die Strahlen der Sonne

Solcher Gestalt, darin ich voreinst im Felde vor Troja
Alle die Edelsten schlug und wehrte sie von den Achaiern.
Dürft ich ein Weilchen nur so im Haus des Vaters erscheinen,
Würde die Kraft ungreifbarer Faust wohl manchem zum Schrecken,
Die ihm Gewalt antun und drängen ihn ab von der Ehre."
Solches sprach er. Da nahm ich das Wort und erwiderte also:
„Wahrlich, von Peleus, dem König, vernahm ich keinerlei Kunde,
Doch von dem Sohn, der dir ward, Neoptolemos, will ich, dem lieben,
Dir die völlige Wahrheit, so wie du mich batest, erzählen.
Denn ich habe ihn selbst im hohlen, gerundeten Schiffe
Fort aus Skyre geführt zu den schienengepanzerten Griechen.
Wenn wir uns dort um die troïsche Stadt zu Rate versammelt,
Sprach er immer zuerst und traf nie fehl mit den Worten.
Nestor, der Göttliche, nur und ich, wir waren ihm über.
Wenn wir uns dann um die troïsche Stadt zum Streite erhoben,
Blieb er nie in der Menge des Volks, nie unter dem Haufen,
Sondern er lief weit vor und wich nicht einem an Mute.
Viele der Streitenden hat er erwürgt im grausen Getümmel.
Aber ich sag sie nicht alle und will sie nicht einzeln benennen,
Wie viel Volks er getötet und wehrte sie von den Argeiern.
Dies nur: wie er den Telephos-Sohn mit der Lanze geworfen,
Den Heroen Eurypylos, ihn und viele Gesellen,
Die ihm gefolgt um Weibergeschenk, keteïsche Mannen.
Damals war er der Schönste zunächst dem göttlichen Memnon:
Da wir uns aber ins hölzerne Pferd des Epeios begaben,
Die argeiischen Fürsten (so mußte ich alles besorgen,
Daß ich sie schloß und tat sie auf, die Tür des Versteckes),
Wollten die anderen alle, der Danaer Fürsten und Ratsherrn,
Tränen sich wischen vom Aug, es zitterten allen die Glieder.
Jenen hab ich jedoch auch nicht ein wenig gesehen,
Daß er der Wangen herrlich Rot verkehrete oder

Irgend ein Tränlein barg. Vielmehr er drängte mit Flehen,
Daß wir die Höhle verließen, und packte den Griff seines Schwertes
Und den ehernen Speer und sann den Troïschen Übles.
Als wir dann aber die Priamos-Burg, die steile, zerrüttet,
Ward ihm sein Teil und ein wacker Geschenk: so ging er mit Ehren
Völlig behalten aufs Schiff, von keinerlei Lanze getroffen,
Nicht im Gemenge der Fäuste verletzt, wie solches im Kriege
Sonsten geschieht; denn blindlings rast im Kampfe der Kriegsgott."
Also ich. Die Seele des Aiakos-Enkels, der Läufers,
Ging langschreitend hinweg die Asphodelos-Wiese hinunter,
Freudigen Herzens, dieweil ich des Sohns Fürtrefflichkeit rühmte.
Aber die anderen Seelen verstorbener Toter erschienen,
Viele, und stunden und klagten und fragten mich all ihre Sorgen.
Nur die alleinige Seele des Telamon-Sohnes, des Aias,
Stund abseit von fern und zürnete wegen des Sieges,
Den ich ihm damals geraubt und suchte mein Recht bei den Schiffen
Um des Achilleus Waffen: die gab seine Mutter als Kampfpreis,
Aber die troïschen Töchter und Pallas sprachen sie mir zu.
Aber ich wollt, ich wäre der Zeit im Kampf unterlegen —
Solch ein gewaltig Haupt hielt dessentwegen das Erdreich,
Aias', der hoch an Gestalt und hoch an Taten erzeugt ward
Vor den Danaern allen, zunächst dem Sohne des Peleus.
Ich aber sahe ihn an und sprach mit schmeichelnden Worten:
„Aias, Telamons Sohn, vieledler, willst du denn nimmer,
Auch im Tode mir nicht des Zorns um die Waffen vergessen,
Die uns die Götter zum Fluche gesetzt, den bekümmerten Griechen? —
Denn du fielest derhalb, ein solcher Turm; und es klagen
Um dein Haupt wie ums Haupt von Peleus' Sohne Achilleus
Alle Achaier mit Jammer und Gram. Doch ist es kein andrer
Schuld als Zeus: der hat die Werfer des Speers, die Argeier
Je von Beginne gehaßt und gab dich unter das Schicksal.

Aber so komm, o Herr, und vernimm das Wort und die Rede,
Unsre, auf daß du dein Wähnen bezwingst und das männliche Herze."
Also ich. Er erwiderte nichts und ging mit den andern
Seelen hinab zum Erebos hin, ins Haus der Gestorbnen.
Ich aber hätte ihn doch, wiewohl er mir grollte, gesprochen,
Wenn mir das Herz in der Brust nicht gleich ein Neues befohlen,
Daß michs verlangte, die Seelen der anderen Toten zu schauen.
Wahrlich, da sah ich den Minos, des Zeus Sohn, prangend im Ruhme,
Wie er mit goldenem Stab den Spruch hielt über die Toten,
Sitzend. Und ringsum warteten sie und holten Gericht sich,
Saßen und standen umher in Hades' räumigem Torweg.
Und nun merkte ich auf und sah Orion, den Riesen,
Wie er die Tiere zuhauf die Asphodelos-Wiese entlang trieb,
Die er selber voreinst auf einsamen Bergen getötet,
In den Händen die Keule aus Erz, die keiner zerbräche.
Tityos sah ich sodann, den Sohn der gepriesenen Gaia,
Lang auf den Boden gestreckt. Neun Tagwerk deckt' er im Liegen.
Geier besaßen ihn zwei und fraßen ihm immer die Leber,
Schleißend Geweb und Haut. Er wehrte sie nicht mit den Händen;
Denn er hatte die Leto, die Gattin des Zeus, überfallen,
Da sie Panopeus' schönes Gefild gen Pyto heraufkam.
Dann aber schaut ich Tantalos' Not, mühsäliges Leidens:
Denn er stand in der Seichte bis gegen das Kinn im Wasser:
Dürstend stund er und konnt es doch nicht erreichen und trinken.
Denn wie oft er sich bückte, der Greis, und dachte zu trinken,
Immer so oft entströmte, verschluckt, die Welle; und schwarzer
Grund trat vor um die Füße: den dörrte ihm immer der Dämon.
Laubichte Bäume bedeckten sein Haupt und hingen voll Früchte,
Als Granaten und Birnen und Äpfel mit glänzenden Wangen,
Feigen, süßen Geschmacks und schwellende Früchte des Ölbaums.
Wenn er sich aber nun reckte, der Greis, und langte mit Händen,
Nahm sie immer ein Wind und bog sie hoch in die Wolken.

Sisyphos sah ich hernach. Der litt unsägliche Schmerzen:
Einen gewaltigen Stein beidhändig packt er und plagt sich,
Immer mit Händen und Füßen gestemmt und gestrenget, und stößt ihn
Gegen den Hügel hinauf. Da will er ihn oben vom Gipfel
Jenseits schleudern. Doch jener gewinnt die Kopfmacht; und rückwärts
Kollert mit Plumpen hinunter ins Tal der schändliche Felsblock.
Gleich aber packt er ihn wieder und stößt und strengt sich: es bricht ihm
Schweiß aus den Gliedern; und über dem Haupt weht Staub wie die Wolke.
Dann aber sah ich hernach des Herakles heilige Stärke. —
Nur sein Bild: Er selbst, bei den unsterblichen Göttern
Teilt er das Mahl und minnet die zierlich gefesselte Hebe,
Tochter des waltenden Zeus und der goldenbesohleten Hera.
Rings um ihn her war Schreien der Toten, wie von den Geiern,
Wenn sie gescheucht auffliegen. Er selbst der finsteren Nacht gleich
Hielt den Bogen entblößt und hatte den Pfeil auf der Sehne,
Immer zum Schusse bereit, und zielte mit grausigen Blicken.
Schrecklich hing ihm allda ein Goldband über die Brust her,
Dran er das Schwert aufhenkte. Drauf sah man allerlei Wunder,
Bären und Eber des Walds und Leun mit funkelnden Augen
Und die Schlacht und Getümmel und Mord und Würgen der Männer.
Möchte doch jener hinfort kein andres, Gleiches vollenden,
Der dies grause Gehenk mit Zauberkünsten verfertigt.
Jener erkannte mich gleich, da er kaum mit Augen mich ansah,
Und er jammerte laut und sprach die beflügelten Worte:
„Sprosse des Zeus, Laërtes-Sohn, vielkluger Odysseus,
Unglückseliger, schleppst du dich auch mit widrigem Schicksal,
Wie ich immer geseufzet und trugs im Lichte des Himmels?
Zeus' Sohn war ich, Kronions. Doch hatte ich immer unendlich
Drangsal und Leid und war einem gar viel schlechteren Manne

Pflichtig und fron. Der trug mir denn auf die Mühen und Kämpfe.
Einmal mußt ich hieher, den Hund zu holen: er dachte,
Dieses sollte der böseste sein von allen den Kämpfen.
Ich aber bracht ihn herauf und führte ihn weg aus dem Hades,
Von Athenas strahlendem Aug und Hermeias geleitet."
Sprach es und wandte sich wiederum ab in die Wohnung des Hades.
Ich aber wollte noch bleiben und dacht, es käme wohl einer
Der heroischen Männer, in früheren Zeiten gestorben;
Und da durft ich wohl auch, wenn immer ich wollte, erblicken,
Theseus, den Liebling des Ruhms, und Peirithoos, Söhne der Götter;
Aber es kamen zuvor zehntausende Völker der Toten
Mit unsäglichem Schrein; und bleiches Grausen ergriff mich,
Daß mir vom Hades herauf die Königin Persephoneia
Nicht das Gorgonische Haupt, das Unding, sende, den Schrecken.
Eilends ging ich zu Schiff und rief nach meinen Gesellen,
Daß sie kamen und gingen an Bord und lösten die Taue. —
Hurtiglich stiegen sie ein und saßen gereiht auf den Bänken;
Uns aber trug der Okeanos-Fluß die Strömung hinunter,
Erst mit Rudern: hernach kam glücklicher Wind in die Segel.

SILVIA IM „STERN“

FRAGMENT

Personen:

THEODOR LAUFFER
DER BARON
Mme. LAROCHE
CILLI
DER WIRT
KATHI
RUDOLF
JOHANN

ERSTER AKT

Vorsaal im „blauen Stern“. Im Hintergrund ein offener Balkon über dem Hof. Rechts kommt die Treppe von unten herauf und geht nach oben weiter. Rechts vorne steht ein großer Schrank. Links sind die Türen zu den Zimmern Nr. 4 und 5.

ERSTE SZENE

Der Baron, Mme. Laroche.

Der Baron *kommt von oben, sieht sich um*

Natürlich kein Mensch da. Brillantes Wirtshaus!

Mme. Laroche *sieht aus der zweiten Tür*

O Pardon!

Der Baron

Bitte sehr. *Für sich.* Die angebliche Tante der angeblichen Demoiselle Silvia Neuhaus. Duenna minderer Kategorie.

Mme. Laroche *nun aus der vorderen Tür.*

Der Baron

Kann ich vielleicht behilflich sein, jemanden zu rufen?

Mme. Laroche *zurücksprechend*

Nein, es ist der Herr Baron. Natürlich werd ich mich sofort erkundigen. Sei nur ruhig.

Zum Baron

Es ist — Sie entschuldigen mich, Herr Baron —

Als ob sie gehen wollte

Das Kind ist so aufgeregt.

Der Baron

Ah! Aufgeregt?

Mme. Laroche

Nämlich — wir erwarten eine Ankunft.

Der Baron

Einen Bruder des Fräuleins?

Mme. Laroche

Nein.

Der Baron

Einen Cousin?

Mme. Laroche

Es ist ein Freund.

Der Baron

Ah!

Mme. Laroche

Nein, durchaus nicht so, wie Sie es meinen; sondern ein guter Bekannter. Das heißt, wir wissen gar nicht einmal so gewiß, ob er

kommt. Es ist mehr nur so eine Idee von Silvia — Sie wissen ja, wie lebhaft, wie kapriziös sie ist. Sie glaubt, um vier Uhr gehört zu haben, wie man Pferde in den Stall geführt hat; da liegt das Kind die ganze Nacht wach und schläft mir nicht vor sechs Uhr ein!

Der Baron

Pferde? Ich habe nichts gehört, und ich höre doch leider Gottes jede Fliege im Haus.

Mme. Laroche

Und da bildet sie sich ein, das könnte — das müßte der und der gewesen sein.

Der Baron

Ah, ich begreife allerdings vollkommen, daß die Pferde, die um vier Uhr früh zufällig in den Stall geführt werden, die vorhergehende sechsstündige Schlaflosigkeit des Fräuleins Silvia verursacht haben. Durchaus plausibel!

Mme. Laroche

Herr Baron, Sie durchschauen einen! Sie würden einen Gerichtspräsidenten abgeben! Aber gestehen Sie mir das gleiche zu — ich kenne die Menschen auch ein bißchen. Aber wie ich ausseh, um Gottes willen!

Der Baron

Habe ich nicht bemerkt, daß Sie irgendwie aussehn.

Mme. Laroche

O, diesen Widerspruch diktiert nur Galanterie und vornehme Erziehung. Aber ich muß nachfragen —

Der Baron

Ob zufällig ein Herr der und der angekommen ist. Ja, das interessiert mich auch sehr. Es wäre wirklich ein interessanter Zufall.

Mme. Laroche *kommt zu ihm zurück*

Ich ziehe Sie ins Vertrauen, Herr Baron. Sie sind keine Gasthofbekanntschaft, Sie sind uns ein Freund geworden. Ihre Noblesse bürgt für Ihre Diskretion. O, ich bin nicht die Frau, die Konfidenzen macht. Es ist nur das Herzensbedürfnis, eine zweideutige Situation von einem distinguierten Mann, mit dem das Schicksal uns zusammengeführt hat, nicht falsch beurteilt zu sehn.

Der Baron *wartet ab.*

Mme. Laroche

Silvia ist eine Unschuld.

Der Baron *verneigt sich.*

Mme. Laroche

Sie ist ein Kind, das sich seine Kindlichkeit unter den schwärzesten Schicksalen bewahrt hat. Bücher könnte man schreiben, Bücher, Herr Baron, über die Lehrzeit, die das arme Geschöpf durchgemacht hat in einem hochangesehenen, in einem hochadeligen Haus!

Der Baron

In einem hochadeligen Haus?

Mme. Laroche

Im Haus der Gräfin Castellborgo in Trient. Ich könnte den lieben langen Tag hier stehn und Ihnen erzählen.

Der Baron

Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Mme. Laroche

Ich danke — keine Idee. Aber ich inkommodiere Sie.

Der Baron

Pardon, eine Sekunde.

Zur Treppe, ruft hinab

Cilli! Cilli! Mein Frühstück! Den Kaffee frisch, den Honig in der Deckelschale, die Semmel gebäht, das Wasser frisch vom Brunnen. Verstanden?

Zurückkommend

Bitte tausendmal um Verzeihung, aber die Bedienung in diesem Haus ist ja null, und ich stehe unter strengem ärztlichem Regime. Also Castellborgo sagen Sie, das ist ja sehr interessant. Frau des Generals?

Mme. Laroche

Die Schwägerin: die Witwe des älteren Bruders.

Der Baron

Ist natürlich eine weitschichtige Cousine von mir. Das ist also die Gräfin, in deren Haus —

Mme. Laroche

Silvia hat Ihnen erzählt?

Der Baron

Ganz en passant. Sie nennt die Gräfin ihre Ziehmutter.

Mme. Laroche

Das war sie.

Der Baron

Sehr interessant. Beinahe romanhaft.

Mme. Laroche

Aber das alles liegt vorher. Wenn ich Ihnen erzählen dürfte, was

das Kind durchgemacht hat, die Haare würden sich Ihnen — Pardon, das ist eine so dumme altmodische Redensart — man sagts ja heutzutag gar nicht mehr.

Der Baron *winkt ab*

Durchgemacht — Das alles interessiert mich im hohen Grade. Das arme, interessante Wesen.

Mme. Laroche

Wissen Sie, daß sie mir noch diesen Winter am Scharlach fast gestorben wär? An einer Kinderkrankheit. Alles an ihr ist eben kindlich.

Der Baron *macht eine Grimasse.*

Mme. Laroche

Wie sie aufgestanden ist im März, hat sie wieder gehen lernen müssen wie ein kleines Kind. Und weiß wie die Wand war sie. Und wie sie das erstemal ausgegangen ist, eben zu der Tauf, hat sie Rouge auflegen müssen, sonst hätten sich ja die Menschen vor ihr geschreckt wie vor einem Gespenst. Und da beim erstenmal, wo sie unter Menschen geht — Sie können sich den Zustand erhöhter Erregbarkeit vorstellen — sie selbst wie auferstanden von den Toten, die feierliche Handlung im Haus bescheidener kleiner Leute, und dort der einzige vornehme Mensch, der ihr entgegentritt, der Ehrengast, der Taufpate, ein schöner, eleganter, junger Mann. Aber wenn sie wüßte, daß ich Ihnen das erzähle! daß ich nur den geheiligten Namen in den Mund nehme!

Der Baron

Sie haben ihn ja gar nicht in den Mund genommen. Ich weiß ja noch immer nicht, von wem Sie sprechen.

Mme. Laroche

Rudolf von Reithenau heißt unser Freund.

Der Baron

Reithenau? Die Mutter ist eine Gräfin Fuchs? Natürlich ein weitschichtiger Vetter von mir.

Mme. Laroche

Von der Verwandtschaft des Herrn Rudolf Reithenau wüßte ich wenig Auskünfte zu geben, aber eine Mutter existiert, und früher oder später wird er ja doch die Silvia der künftigen Schwiegermutter präsentieren.

Der Baron

Schwiegermutter?

Mme. Laroche

Mein Gott, daß mir das wieder herausgerutscht ist. Sie würde mirs nicht verzeihen. Bei ihr gibts nur eine Devise: von nichts reden, von nichts wissen. Immer eine Barriere zwischen sich und der Welt.

Der Baron

Aber hier und da passiert doch jemand die Barriere?

Mme. Laroche

Das ist es ja, was ich sage: — seine Unabhängigkeit muß man wahren — was gehen sich die Menschen an — hundert Schritt vom Leib, perfides Volk! Aber natürlich, man muß sich in die Welt zu schicken wissen — allein ist man eben nicht auf der Welt — man muß eben mit den Wölfen heulen. Nicht wahr, Herr Baron, wir verstehen uns?

Der Baron

Sie sind zu gütig. Also eine veritable Brautschaft? Sehr interessant.

Mme. Laroche

Das heißt, kein Wort davon offiziell natürlich. Herr Rudolf hin, Fräulein Silvia her. Alles so outriert! Wasch mirn Pelz, aber mach ihn nicht naß. Nur atmen auf sein Kommando, sterben, wenn ein Brief von ihm sich um vierundzwanzig Stunden verspätet — aber nur kein grades Wort, nur nicht pressieren, nur keinen Termin, keine Frage, nur nicht 's Kind beim Namen nennen. Aber ich geb ihr recht; in einer Welt, in der alles gemein und interessiert ist, warum soll da ein Ausnahmsgeschöpf nicht eine Ausnahme in seinen Handlungen und Gesinnungen vorstellen? Natürlich, ob es ratsam ist, so zu handeln, das wird der Ausgang lehren. Gebe Gott, sag ich. Allerdings, nachsagen kann ich ihm nichts, er ist ein scharmanter junger Mann. Die Vornehmheit, die Diskretion, die Zurückhaltung selber. Er ist es, der uns den „Stern" anrekommandiert hat. Natürlich ist da der Ort ein Paradies, der Wirt ein braver Mann, die Kathi ein Engel, die Landschaft schöner wie Italien. Allerdings war es ja in Innsbruck nicht mehr auszuhalten: ein Gewebe von Perfidien, von Verleumdungen. Aber Pardon, ich seh den Hausknecht. Er muß wissen, wer angekommen ist. Ich glaub ja selbst, das in den Stall geführte Pferd war nichts als eine Vorspiegelung der Sehnsucht.

ZWEITE SZENE

Die Vorigen, Cilli.

Cilli *kommt mit dem Frühstück die Treppe herauf.*

Der Baron

Da haben Sie die Cilli. Cilli, ist heute nacht jemand arriviert?

Cilli

Was?

Der Baron

Ob jemand angekommen ist heut nacht.

Cilli

In der Nacht nit, in der Früh sind zwei ankommen.

Der Baron

Ein Herr von Reithenau?

Cilli

Wie der Herr heißt, weiß i nit; der Diener heißt He Johann.

Mme. Laroche

Johann — das ist sein Leibjäger!

Eilt ab ins Zimmer.

DRITTE SZENE

Der Baron, Cilli.

Cilli *will mit dem Frühstück die Treppe hinauf.*

Der Baron

Halt!

Cilli

Ich trags ins Zimmer hinauf.

Der Baron *zieht sie gegen den Balkon*

Dorthin!

Cilli

Da will der Herr Baron frühstücken? Wo der Herr Baron so heiklig is aufn Zug?

Der Baron *mit Autorität*

Dorthin!

Cilli *deckt auf dem Balkon einen kleinen Tisch.*

Der Baron *inspiziert den Tisch*

Der Honig?

Cilli

Wenn die Fräuln Kathi 'n Schlüssel hat!

Der Baron

Und indessen wird natürlich der Kaffee kalt. Es ist . . .

Schnalzt mit den Fingern.

VIERTE SZENE

Die Vorigen, der Wirt Preleutner.

Der Wirt *kommt die Treppe herauf*

Guten Morgen, Herr Baron. Wie, wird man denn dem Herrn Baron sein Frühstück da servieren, wos zieht! Marsch weg da und hinunter in die Laubn den Kaffee.

Cilli

Wenns der Herr Baron angschafft hat!

Der Baron *mit Duldermiene*

Lassen Sie nur da. Es ist ganz alles eins. Aber den Honig, wenn ich vielleicht bitten darf.

Der Wirt

Gschwind den Honig! Warum kommt der extra?

Cilli

Wenn die Fräuln Kathi die Schlüssel hat.

Der Wirt

Also flink, verlang den Schlüssel.

Cilli ab.

Entschuldigen schon, Herr Baron.

Der Baron *winkt ab*

Wenn es sich um Speise handeln würde, würde ich lieber verzichten, statt mir die Lunge wund zu reden. Aber der Honig ist bei mir streng verordnete Medizin.

Er gießt sich Kaffee ein.

Cilli *zurückkommend an der Treppe*

Ich hab vergessen, dem Herrn Baron auszurichten, der Barbierer war da und hat mitm Herrn Baron selber sprechen wolln, weil aber der Herr Baron noch gschlafen hat, hat ers der Wabi gsagt, und die Wabi hats mir gsagt: er kommt heut nit und bis auf weiteres überhaupt nimmer, es tut ihm sehr leid, aber jede christliche Geduld hat ein End, und heut nachmittag um fünf kommt der Lehrbub ums Geld, sonst müßt er zum Gricht gehn.

Der Baron

Frecher Kerl! Und der Honig? der Honig!

Cilli

I geh schon!

Ab.

FÜNFTE SZENE

Der Baron, der Wirt, später Cilli.

Der Wirt *sucht überall*

Wo die Kathi wieders Fremdenbuch hintan hat?

Der Baron *nach vorne kommend, die Kaffeetasse in der Hand*

Von der neuen Ankunft erfahre ich nichts. Ich bin ja überhaupt der Letzte, der etwas erfährt. Und der neue Ankömmling wohnt womöglich neben mir, hat einen Jagdhund, der heult, wenn ich meine Etüden spiele, raucht einen Knaster, der durch die schlecht schließenden Türen dringt und mir mein Zimmer verstinkt, geht mit knarrenden Stiefeln, ist Schnarcher oder hat andere nächtliche Untugenden — kurz halleluja?

Der Wirt

Aber er wohnt ja auf der andern Seiten. Die Kathi hats Zimmer für ihn ausgräumt.

Der Baron

Ah, also ein besonders protegierter Gast. Jedenfalls derselbe, der mich mit Pferdegestrappel und Pumpern an die Stalltür um die Nachtruhe gebracht hat.

Der Wirt

Es tut mir sehr leid, daß S' gstört waren. Der Herr Rudolf is's, der Herr von Reithenau.

Der Baron

Der junge Herr hat bei Ihnen ein kleines Absteigequartier, wie es scheint.

Der Wirt

Der Herr Rudolf? So klein kenn ich ihn. Is um zwei Jahr älter wie die Kathi. Er ist ja der Eigentümer von Fuchs-Schlössel: es heißt ja nur so, weils früher gräflich Fuchsisch war, jetzt ist es Reithenauisch.

Der Baron

Also ist die Mutter von diesem Reithenau eine Gräfin Fuchs? Das ist eine Großcousin' von mir.

Der Wirt

Was der Herr Baron nicht sagen!

Cilli *bringt eilig den Honig, geht eilig wieder ab.*

Der Baron

Aber den Vater bring ich nicht zusammen. Was war denn der?

Der Wirt

Rittmeister habn wir ihn gheißen, aber er is in Zivil gangen.

Der Baron *sich Honig auf die Semmel schmierend*

Gottlob wenigstens keine von den unleidlichen, parvenierten Familien.

Der Wirt *sucht überall herum*

Das weiß ich ja, daß der Herr Baron die parfümierten Familien nicht leiden kann. Wo nurs Fremdenbuch is, allerweil legt sies woanders hin, die Kathi!

In einer kleinen Verlegenheit

Weil wir schon so im Diskurs sind, Herr Baron, so hab ich wegn 'n Theodor fragen wollen, wegen den vazierenden Hofmeister.

Der Baron

Sie meinen den Doktor Lauffer, meinen Sekretär?

Der Wirt

Is schon der nämliche. Das hab ich aber nicht gwußt, daß er jetzt Sekretari is beim Herrn Baron.

Der Baron

Er unterstützt mich in der Korrespondenz, die mein Prozeß nötig macht. Also was gibts mit ihm?

Der Wirt

Es wär halt: seine Verzehrung geht also jetzt auf die Rechnung vom Herrn Baron?

Der Baron

Allerdings. In dieser Weise entschädige ich ihn, das heißt, wir verrechnen uns.

Der Wirt

Aha! Und die Kathi meint halt allerweil —

Der Baron

Mein lieber Preleutner, Sie werden mich noch aus dem „Stern" hinaustreiben, oder vielmehr die Mamsell Kathi, die hinter Ihnen steckt. Schämen Sie sich nicht, so ein großer starker Wirt und steht unter dem Pantoffel, und nicht einmal von der Frau, gar von der Tochter.

Der Wirt

Is halt a rechte Gschicht mitn Lauffer.

Der Baron *frühstückend*

Was denn?

Der Wirt

A Falschmelder soll er sein. A ganzer Strapanzer.

Der Baron

So? Was hat denn da die Kathi wieder zusammengebracht?

Der Wirt

Net die Kathi, a Viehhändler von Urfahr is dagwesen, ein recht ein honetter Mann, der hat ihn gsehn und hat gsagt, er hätt sich früher im Innviertel umtrieben, unter ganz an andern Nam, und hätt a reiche Bäurin narrisch gemacht.

Der Baron

Was denn nicht noch! Ich sag Ihnen, der Herr Theodor ist ein Ehrenmann.

Der Wirt

Ein Ehrenmann — da schaust her!

Der Baron

Ein gar nicht gewöhnlicher Mann.

Der Wirt

Aha!

Der Baron

Ein Mann, den ich hier und selbst in Wien unter meine besondere Protektion nehme.

Der Wirt

Auf die Art — ah, so stehts! es wär halt nur — sie sind jetzt oben wieder sehr scharf auf die Meldzettel.

Der Baron

Für den Mann stehe ich Ihnen ein.

Der Wirt *wendet sich zum Gehen.*

Der Baron

Sagen Sie das Ihrem Viehhändler und wer sonst noch hinter ihm steckt. Ich wünsche nicht, daß der Mann Scherereien hat. Ich werde noch Mittel und Wege finden, einem Menschen in Österreich seine Ruhe zu verschaffen.

Ihm nach bis an die Treppe

Aber wenn ich gar ein so akkurater Wirt wär und gar so scharf auf die Richtigkeit der Meldzettel, so würd ich mein Augenmerk auf eine andere Partei richten, wo es allerdings mit der Verläßlichkeit der Meldung soso lala ausschauen dürfte.

Der Wirt

Wen meint der Herr Baron?

Der Baron *zeigt hinter sich.*

Der Wirt

Das Fräuln Neuhaus mit der Tant?

Der Baron

Allerdings dieses sogenannte Fräulein Silvia Neuhaus mit der sogenannten Tante.

Der Wirt

Warum soll s' denn nicht Neuhaus heißen? Is doch ganz ein gewöhnlicher Nam.

Der Baron

Eben, von einer verdächtigen Gewöhnlichkeit, von einer Unauffällig-

keit, hinter dem das geübte Auge etwas recht Auffälligs wittert. Man sieht nicht so aus, und wenn man schon so aussieht, so hat man keine Tant, die so aussieht. Und diese ganze Komödie mit der Brautschaft, die zugleich existiert und nicht existiert, diese Kreuzerkomödie der zufälligen Begegnung —

Der Wirt

Is sie denn eine Braut?

Der Baron

Sie kennen sich kaum — aber sie sind verlobt. Sie sind verlobt, aber niemand darfs wissen. Eigentlich wissen sies selber nicht.

Der Wirt

Ja, mit wem soll denn die Brautschaft sein?

Der Baron

Mit dem Herrn von Reithenau natürlich.

Der Wirt

Ah, da bin ich aber sehr überrascht!

Der Baron

Aber so naiv sind Sie hoffentlich nicht, ein Wort von diesem Fünfkreuzerroman zu glauben? Die Gräfin als Ziehmutter — weil die Gräfinnen schon nichts anderes zu tun haben, als Waisenmädchen aufzuziehen — und dazu diese Madame Laroche mit dem Namen aus der Theatergarderobe und der konfiszierten Physiognomie. Wissen Sie, was so eine Tant kost't? Zwei Gulden fürn Nachmittag und die Jausen. — Und der angebliche Bräutigam! — Sind reich, die Reithenau?

Der Wirt

Sehr eine reiche Herrschaft.

Der Baron

Natürlich! Na, es wird nicht die erste und nicht die letzte Brautschaft von diesem Fräulein Silvia sein, und die Tant wird noch öfter die saubern Finger in einem ähnlichen Spiel haben. Aber obs akkurat für das Renommee vom blauen Stern sehr förderlich ist, wenn die Jungfer Kathi zu dem Behuf 's Zimmer ausräumt und der Herr Preleutner womöglich 's „Gott erhalte" dazu spielen laßt —

Der Wirt

So meint der Herr Baron, daß die Fräuln Silvia eine solchene —

Der Baron

Pst! Pst! Ich meine gar nichts. Ich habe überhaupt mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Für mich existiert weder dieses Fräulein Neuhaus, mit der ich übrigens kaum hie und da zwei Worte gewechselt habe, noch die saubere Tant. Ich weiß mir die Menschen, die mir nicht passen, vom Leib zu halten.

Der Wirt *langsam über die Treppe ab.*

SECHSTE SZENE

Der Baron, Theodor Lauffer.

Theodor *kommt die Treppe herauf, an dem Wirt vorbei, der hinabgeht. Er nickt dem Wirt herablassend zu und geht über die Mitte der Bühne gegen Silvias Tür hin.*

Der Baron

Ah, mein Lieber, wir haben eine Masse zu erledigen. Adieu, Preleutner! — Haben Sie mir das Instrument gebracht? Natürlich vergessen! Ist übrigens momentan nicht das Dringendste. Also hören Sie: unsere Tugend, der Engel im Stern, hat natürlich einen Lieb-

haber. Ist soeben arriviert, der Herr. Wir werden also jedenfalls unsere Schachpartie nicht oben machen, sondern hier. Ich habe mich zu diesem Zweck schon etabliert. Ja, Mensch, was haben Sie denn?

Theodor *ohne ihn zu beachten*

Ihr Zimmer. Wäre dieser öde Schleicher dir nicht im Rücken, du stürztest hin, die Türschwelle zu küssen. Daß es möglich ist! Sie wird heraustreten, anlächeln wird sie dich — es ist zu viel!

Der Baron

Lauffer! Das ist ja ein Paroxysmus!

Theodor *kehrt sich um, winkt dem Baron gelassen mit der Hand*

Recht guten Morgen, Herr Baron.

Der Baron

Ich glaube, Sie haben mich die ganze Zeit nicht gesehen.

Theodor

Allerdings kaum. Nur wie durch einen rosigen Nebel. Ich hätte Sie für einen schönen jungen Mann halten können. St!

Er horcht, den Kopf nach der Tür des vorderen Zimmers gebeugt; nach einer Weile richtet er sich wieder auf.

Der Baron *sieht ihn geärgert an.*

Theodor *kehrt ihm den Rücken*

Meine Lippen sind weich und zart, als bliesen sie ein unsichtbares süßes Instrument, meine Fingerspitzen sind länger geworden. Wenn ich jetzt eine Geige zur Hand hätte, ich könnte spielen wie ein Gott.

Der Baron

Apropos, haben Sie die skandalöse Geschichte von meinem Barbier gehört?

Theodor

Nein, mein Verehrter.

Der Baron

Dieses Subjekt — na genug, ich habe den Kerl hinausflankieren müssen. Allons, Sie rasieren mich zuerst, und dann spielen wir unser Schach.

Theodor *schüttelt den Kopf*

Still! Jetzt muß ich warten. Es könnte sein, daß sie heute den Vormittag benützen will, die vierhändige Sonate zu spielen.

Der Baron

Mensch, ahnen Sie denn nicht, wie lächerlich Sie sind mit Ihrer Verliebtheit?

Theodor

Nennen Sie mich immerhin lächerlich. Dieses ‚Wort' ist aus einer Sprache, die ich nicht spreche. Nennen Sie mich, wie Sie wollen, während meine eigene Sprache Strahlen sind, unsagbar fliegende Empfindungen, hauchende Träume.

Der Baron

Während dieser Zeit wäre ich halb rasiert. Allons, allons!

Theodor *dreht sich zu ihm*

Und wie wäre denn Ihnen zumute, wenn Sie sie nur mit der Fingerspitze berühren dürften?

Der Baron

Sie debordieren, mein Wertester.

Theodor

Verliebt sind Sie in das süße Geschöpf, verliebt wie ein hagerer Kater.

Der Baron *lacht höhnisch auf.*

Theodor

Seit wievielen Tagen umwinden Sie dieses dürftige Bein mit neuen Gamaschen? Seit wievielen Tagen unterlassen Sie es, zu husten, zu räuspern, sitzen träumerisch auf diesem Balkon mit einem Buch in der Hand? Seit wievielen Tagen sind Sie sorgfältig rasiert, haben Sie Ihre alberne Hypochondrie vergessen, fühlen sich nicht mehr Ihren Puls, besehen nicht mehr Ihre Zunge, gehen nicht mehr mit geschlossenen Augen auf der Ritze des Fußbodens, um ihr Rückenmark auf die Probe zu stellen? He, he?

Der Baron *lacht höhnisch.*

Theodor

Jawohl!

Der Baron

Ich — in diese Demoiselle — es ist —

Theodor

Jawohl, verliebt, du Seele von einem Menschen. Deine Härte, deine Dürre gegen sie, das ist deine Verliebtheit. Mit den Blicken möchtest du sie durchbohren — an den Pranger möchtest du sie stellen. Und ich sollte deine kleinen wollüstigen Schwindeleien nicht durchschauen? Passen sie nicht perfekt zu Ihren Spinnenbeinen? zu Ihren harten Augen? zu Ihrem dürren Mund? Nicht wahr, Herr Baron, es ist eine hinreißende Ausschweifung, das geliebte Wesen herabzusetzen, es zu verleumden, es leiden zu machen? Ich wollte, ich könnte das auf der Geige spielen, was da in dir vorgeht, du Sardanapal!

Der Baron

Genug jetzt. Sie hauen heute über die Schnur, mein Bester. Räumen Sie dort ab.

Theodor *geht hin, räumt ab.*

Der Baron

So. Jetzt holen Sie das Schachbrett.

Theodor *vorkommend, sieht ihn nicht ohne Bewunderung an*

Sie wollten ja zuerst rasiert sein.

Der Baron

Also flink, lassen Sie sich unten warmes Wasser geben.

Theodor

Gut, ich werde das Wasser holen. Und hier ist auch Ihre Flöte, alternder Schäfer.

Zieht das Instrument hervor.

Der Baron

Gut. Sie haben die Bagatelle einstweilen für mich ausgelegt? Dorthin, wenn ich bitten darf.

Theodor *legt die Flöte auf den Tisch. Im Begriff zu gehen, sieht er, wieder stehen bleibend, auf die Tür zurück*

Mein Hirn ist voll von einem entzückenden Wahnsinn. Ich umbrüte dieses Wesen. Ich verliere mich in ihrer Lieblichkeit.

Der Baron

Er verliert sich, und ich werde unrasiert dastehn.

Theodor

Hat sie nicht etwas aufreizend Hilfloses? Sieht sie nicht aus, als wäre sie von Räubern überfallen und an einen Baum gebunden, ausgeliefert dem Erstbesten, der da des Weges kommt?

Der Baron

Und dieser Erstbeste, der möchten natürlich Sie sein.

Theodor

Der bin ich, mein Knabe, innerlich, jede Nacht, jeden Morgen, jeden Nachmittag, jede von den vierundzwanzig Stunden des Tages, ausgenommen die Stunde, wo ich bei ihr bin und sie auf dem Klavier akkompagniere.

Der Baron

Wer sind Sie da?

Theodor

Niemand. Der Musiklehrer. Ich kenne den Menschen kaum. Allerdings zuweilen erlebt auch der Musiklehrer einen göttlichen Augenblick.

Tritt auf den Baron zu

Wo ist denn die kleine Flasche mit Kreuz und Totenschädel? Wo ist sie denn, der Schrecken des Feigen, die Entzückung des Mutigen, die kleine Flasche, die Schlaf für tausend Nächte enthält?

Tut, als suchte er in den Taschen.

Der Baron *zurücktretend*

Lauffer, ich habe mir verbeten, daß Sie mir die Giftflasche, die Sie unverantwortlicherweise bei sich führen, unter die Augen bringen.

Theodor *suchend*

Gleich kommt sie hervor, die Bringerin süßer Ruh.

Der Baron

Ich verbiete Ihnen — Sie sind nicht in der Lage, zu wissen, ob das Gift selbst bei verschlossenem Flacon nicht auf einen Organismus

von der krankhaften Empfänglichkeit des meinigen gefährlich zu wirken imstande ist.

Theodor

Ruhe, kühner Achill.

Flüsternd

Seit gestern ist Theodor Lauffer nicht mehr der Besitzer des ominösen Fläschchens, — auch Christlieb Zeltner nicht.

Der Baron

Wer ist das?

Theodor

Ich pflege den bescheidenen Klavierlehrer so zu nennen.

Der Baron

Welchen?

Theodor

Diesen.

Der Baron

Sich selber?

Theodor

Nun ja, den Klavierlehrer. Seine Beziehungen zu Theodor, dem Arzt, dem Weltweisen, dem landfahrenden Träumer sind nur lose.

Der Baron

Und sie haben der jungen Person dieses infame Gift — Da ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher.

Theodor

Wie sies mir abgeschmeichelt hat, mit was für Engelsworten. Wie

klug sie ist. Sie spielte Beethoven. Ahnen Sie, Mensch, was das heißt, Silvia spielt Beethoven? Und er stand hinter ihrem Sessel und verging.

Der Baron

Er?

Theodor

Der armselige Klavierlehrer. Und ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, zog er die Phiole des schlummernden Todes hervor und umklammerte sie in feuchter Hand, und sie sah es, sie verlangte von ihm, sie erbat von ihm dieses Geschenk. „Sind Sie unglücklich?" fragte er und wollte es ihr verweigern, der Erbärmliche. „Glücklich, unsagbar glücklich", hauchte sie, und ihre Augen schwammen im Unendlichen. Und wie sie ihn ansah! Christlieb Zeltner, um dieser Minute willen darfst du nicht leben, Theodor Lauffer gönnt dir die Erinnerung an diese Minute nicht! Und es war nicht die letzte solcher Minuten! Sie lebt! Sie ist da! Ich werde mit ihr Klavier spielen.

Der Baron

Das werden Sie nicht.

Theodor

Warum nicht?

Der Baron

Weil ihr Liebhaber angekommen ist.

Theodor

Herrlich! Ich werde sie in den Armen des Geliebten vergehen sehen!

Der Baron

Ich glaube nicht, daß man Sie dazu einladen wird.

Theodor

Eine erbärmliche Phantasie, die nicht so weit reicht, das geliebte Wesen dann noch um so viel mehr zu vergöttern. Und wer ist der glückliche Knabe? Ist er schön? ist er jung? hat er adlige Hände? ist er ein großer Herr? riecht er nach Jugend, nach Sattelzeug und englischen Wassern?

Der Baron

Er ist ein vermögender junger Mann. Das dürfte genügen.

SIEBENTE SZENE

Die Vorigen. Mme. Laroche.

Mme. Laroche *aus der hinteren Türe*

Da find ich Sie ja, Herr Lauffer. Meine Nichte bittet, sie für heute zu entschuldigen. Sie kann heute nicht Klavier spielen, weil sie verhindert ist. Vielleicht morgen wiederum. Aber das wird sie dem Herrn Lauffer schon noch sagen lassen. Und da wäre der halbe nächste Monat im voraus.

Sie gibt ihm ein Kuvert.

Theodor *verneigt sich.*

Mme. Laroche

Mein Kompliment, Herr Baron.

Sie geht hinein, schließt die Türe.

ACHTE SZENE

Der Baron, Theodor.

Theodor *das Kuvert in der Hand*

„Herrn Lauffer eigenhändig.“

Reißt das Kuvert auf, nimmt das Geld heraus, küßt das leere Kuvert, steckt es in die Brusttasche; das Geld hat er in der Hand.

Der Baron *kommt nahe*

Combien?

Theodor

Zwei Dukaten.

Der Baron

Gut. Einen davon lasse ich Ihnen.

Theodor

Sie lassen mir?

Der Baron

Mein Lieber, wissen Sie, daß ich vor zwei Minuten hier dem Preleutner Ihre exorbitante Rechnung

räuspert sich

ausgeglichen habe?

Theodor

Sie haben wirklich — Sie hätten, mein Verehrtester — bezahlt?

Der Baron

Bezahlt oder auf mein Konto übernommen. Kurz, ich habe sie arrangiert. Also —

nimmt ihm das Geld aus der Hand

Davon gebe ich Ihnen einen.

Steckt das Geld ein

Den anderen bekommt der Blümel, der Schneider, als Anzahlung auf meine neue Redingote.

Theodor *hält die Hand hin.*

Der Baron

Und jetzt gehen Sie das Schachbrett holen.

Theodor

Wo ist der meinige?

Der Baron

Ah, hab ich ihn eingsteckt? Gut, ich werde ihn wechseln lassen und Ihnen indessen zwei Gulden auf die Hand geben. Und jetzt vorwärts, das Schachbrett! Ich habs oben in meinem Kleiderkasten eingesperrt. Und das Fremdenbuch bringen Sie auch herunter, damit das Herumsuchen ein End hat. Es liegt oben als Presse auf meinen Hemden.

Theodor *geht hinauf.*

NEUNTE SZENE

Der Baron auf dem Balkon, Kathi mit Cilli von unten.

KATHI *geht nach vorn an den Wäscheschrank, nimmt drei Leintücher heraus*

So — das grobe is fürn Viehhändler, das mittlere fürn Herrn Johann, und das feine fürn Herrn Rudolf.

Cilli

Doch nit von der Fräuln Kathi ihre eigenen?

Kathi

Vorwärts!

Der Baron *vorkommend*

So ein junger Herr hats halt gut.

Kathi

Was haben S' gschafft?

Der Baron

Guten Morgen, Fräulein Kathi.

Geht an den Tisch, nimmt die Flöte aus dem Futteral, schraubt sie zusammen, legt sie wieder auseinander.

Kathi *ladet unterdessen Cilli anderes Bettzeug auf.*

Cilli *geht mit dem Bettzeug hinauf.*

Stimme von unten

Fräuln Kathi!

Kathi

Was ist denn?

Die Stimme

Der Binder wär da!

Kathi

Er soll in'n Keller gehn, ich komm gleich!

Der Baron

Ja, so ein Herr Rudolf, der hats halt gut.

Kathi *gibt keine Antwort.*

Der Baron

Muß ein scharmanter junger Mann sein.

Die Stimme des Wirts *aus dem Hof*

Kathi!

Der Baron

Ich weiß gar nicht, ob das dem Herrn Adjunkten recht sein wird. Der ist überhaupt recht traurig, die letzte Zeit — recht trübsinnig.

Die Stimme des Wirts

Kathi, ich findn Schlüssel von der Haferkisten nit!

Kathi *zum Baron*

Hat er sich leicht bei Ihnen beschwert, der Adjunkt?

Die Stimme des Wirts

Kathi?

Kathi

Was findt der Vatter nit?

Der Baron

Ja, so ein hübsches junges Mädchen hat halt ihren Kopf.

Kathi *auf dem Balkon*

Ja, weiß der Vatter nit mehr — Komm der Vatter zu der Stiegn, ich kann nit vor alle Leut hinunterschrein.

Zum Baron

Wenn man kein Kopf hätt, da könnt ma sich anschaun — möcht wissen, wer einem zur Hilf käm.

Die Stimme des Wirts *an der Treppe unterhalb*

Kathi!

Kathi *von oben*

Ja, weiß denn der Vatter selber nit mehr, wo ern Schlüssel zur Haferkisten hintan hat? Leicht hat ern stecken lassen. Ja, wo hat denn der Vattern Kopf!

Der Baron

Es ist merkwürdig, wenn man so der Wirtschaft zuschaut, möcht man glauben, der Vater könnt ohne die Fräuln Kathi gar nicht existieren.

Kathi

Na und —?

Der Baron

Reden tut er aber gar nicht in dem Sinn.

Kathi

So? Hat sich der Vatter leicht auch über mich beschwert?

Der Baron

Das nicht. Aber er läßt halt durchblicken, daß es ihm eine rechte Enttäuschung war, daß jetzt die Sach mit dem Adjunkten sich so hinauszieht.

Kathi

Gibt keine Sach mit kein Adjunkten, folglich kann sich auch nix hinausziehn. Und wenn ich'm Vatter zviel bin im Haus, so soll der Vatter halt zu mir kommen anstatt —

Der Baron

Na, na, mein Gott, Sie wissen ja, Fräulein Kathi, was da dahintersteckt.

Kathi

Brauchs nit zwissen.

Der Baron

Der Vater möcht halt eine neue Frau Wirtin in'n blauen Stern führen. Hat halt noch ein junges Blut, der Preleutner.

Kathi

Die Mannsbilder!

Der Baron

Ja, so sind wir halt einmal.

Kathi *geringschätzig*

Sie hab ich nit gmeint, Herr Baron.

Stimme

Fräuln Kathi!

Kathi

Was gibts denn wieder?

Stimme

Post!

Kathi

Ich komm schon.

Kathi geht die Treppe hinab.

ZEHNTE SZENE

Die Vorigen ohne Cilli; Theodor.

Theodor *kommt von oben mit dem Schachbrett und dem Fremdenbuch.*

Kathi *zurücktretend, ihn musternd*

Sie, Sie solln ja wem Saubern ähnlich schaun!

Theodor

Nicht, daß ich wüßte, Jungfer Kathi.

ELFTE SZENE

Der Baron, Theodor auf dem Balkon, Rudolf, gleich darauf Mme. Laroche.

Rudolf *kommt von unten, sieht die Türen an, erkennt Nr. 4, die vordere Tür, die Tür zu Silvias Zimmer. Möchte klopfen, sieht aber unschlüssig nach den Zweien auf dem Balkon; setzt sich endlich, blättert in dem Buch, das der Baron auf den Tisch gelegt hat.*

Mme. Laroche *kommt aus der hinteren Tür, Rudolf im Rücken.*

Der Baron *halblaut zu Theodor, mit dem er auf dem Balkon Schach spielt*

Aha, der alte Turm macht sich nützlich. Ja, so eine Ruine kann was wert sein.

Mme. Laroche *Rudolf ansprechend*

Da sind Sie ja! Nein, daß Sies nur wirklich sind, verehrter Herr von Reithenau! Und gar zu Pferd! Nein, so eine Überraschung!

Rudolf *ist aufgestanden*

Überraschung? Hat denn Silvia meinen Brief nicht —

Mme. Laroche

Natürlich — natürlich hat sie Sie erwartet — mit Schmerzen — Aber ich mein nur, daß Sie jetzt halt wirklich da sind.

Rudolf *schnell*

Wie gehts ihr?

Mme. Laroche

Gleich, gleich erscheint sie selbst. Hat bis sechs Uhr früh kein Aug zugetan, das Mädel. Da hab ich sie doch gezwungen, im Bett zu bleiben.

Rudolf

Ist sie nicht wohl? Hat sie öfter Herzklopfen?

Mme. Laroche

Na, die Herzklopfen heute nacht dürften nichts mit der Gesundheit zu tun haben.

Rudolf

Hat sie sich geschont?

Mme. Laroche

Dafür hab ich gesorgt.

Rudolf

Sie haben mir versprochen gehabt, Tante —

Mme. Laroche

Hab sie auch nie länger als eine Stunde Klavier spielen lassen, das nimmt sie so her. Aber das wird sie Ihnen alles selbst erzählen. Ich kann Sie nicht hinein bitten, auch zu mir nicht; es ist noch nicht aufgeräumt. Sehen Sie auf Ihre Uhr. Bevor eine Viertelstunde vergeht, ist sie da. Bei dieser Tür hier wird sie erscheinen.

Rudolf

Danke schön, liebe Tante.

Mme. Laroche ab in ihr Zimmer.

ZWÖLFTE SZENE

Der Baron und Theodor auf dem Balkon. Rudolf, Johann.

Rudolf *setzt sich wieder, sieht auf die Uhr, nimmt das Buch, legt es wieder aus der Hand, schließt einen Moment die Augen, schlägt sie wieder auf und sieht vor sich hin.*

Johann *ist die Treppe heraufgekommen, steht vor Rudolf.*

Rudolf *aus seinen Gedanken heraus*

Ah . . . du — Wie ist der Stall? Steht die Diana ruhig?

Johann

Alles in Ordnung, zu Befehl, junger Herr. Aber es ist nicht deswegen, werden schon zu Gnaden halten, junger Herr, daß ich heraufgekommen bin.

Rudolf

Willst du was?

Johann

Ich habe soeben erst durch den Wirt erfahren, wer hier noch wohnt.

Rudolf

Was soll das heißen?

Johann

Die Leute im Hause sind auch partout gar keiner andern Meinung, als daß wir deswegen gekommen sind.

Rudolf *sieht nach der Uhr*

Johann . . . ich hab nicht viel Zeit.

Johann

Sehr wohl. Sie sind ungeduldig. Sie zählen die Minuten, bis das Fräulein heraustritt. Aber gerade d i e s e Uhr sollte Ihnen zu wert sein, um d i e s e Minuten auf ihr zu zählen.

Rudolf

Johann, ich versteh dich nicht.

Johann

Sehr wohl. Sie wollen mich nicht verstehn. Aber das werden Sie

wissen, junger Herr, daß das die Uhr ist, die Ihr hochseliger Herr Vater getragen hat bis zu seiner letzten irdischen Stunde. Und daß er sie noch aufgezogen hat die Nacht, in der er gestorben ist. Aber was er dazu gesagt hat, wenn Ihnen das entschwunden ist, so werden Sies von mir am besten wieder hören, denn ich war der einzige, der bei ihm war. „Ich zieh sie nicht mehr für mich auf", das waren seine Worte. „Dort, wo ich hingeh, wird die Zeit nicht gemessen. Diese Uhr gib meinem Buben, denn er bleibt in der Welt, in der jedes Ding einen Anfang und ein Ende hat. Und ich hoffe, sie zeigt ihm keine Stunde, deren er sich zu schämen braucht, und keine Minute, in der ihn die Reu überkommt."

Rudolf

Und was soll das jetzt und hier?

Johann

Jetzt und hier steh ich vor Ihnen, ein alter Mann und zitternd, und hätt nicht einmal diesen zitternden Mut, so vor Ihnen zu stehn, wenn nicht die gräfliche Gnaden und mein Herr Rittmeister hinter mir stünden.

Rudolf

Das ist also eine Lektion, die du mir erteilst.

Johann

Und Sie wollen sie von mir nicht annehmen, von Ihrem Bedienten — ganz natürlich. Auch wenn er sich auf Vater und Mutter beruft, auch dann nicht, ganz natürlich. Aber, werden schon zu Gnaden halten, junger Herr, das ist, wie man sagt, nicht logisch, da seh ich nicht Ihre gesunde Vernunft darin, daß der Bediente, gegen den Sie sonst recht herablässig sind, bereits wie gegen einen alten Freund, aufhören soll für Sie ein Mensch zu sein in demselben Augenblick,

wo er sich herausnimmt, über gewisse delikate Dinge den Mund aufzumachen, und daß eine junge davongepeitschte Kammerjungfer oder was Schlechteres gerade in dem nämlichen Augenblick und durch die nämliche Unbescheidenheit alle Grenzen soll überschreiten und nicht nur Ihresgleichen, sondern womöglich Ihre Gebieterin werden dürfen.

Rudolf *halb auf vom Sessel*

Was?

Johann

Bleiben Sie sitzen, junger Herr. Dort hinten könnte uns einer zuhören.

Rudolf *bleibt sitzen*

Weiter in dem Text.

Johann

Sie haben ganz recht. Das Blut da in meinen Adern ist das Ihrige nicht wert. So stehts heute. Aber ich weiß nicht, obs so bleiben wird. Meine Kinder sind ehrlich, und so Gott will, werden die Kinder meiner Kinder auch ehrlich sein. Aber die Ihrigen könnten vielleicht etwas vom Lügner und Billettfälscher an sich haben.

Rudolf

Was redst du da? was redst du da?

Johann

Ich halt den Mund, sobald ich zu Ende bin. Jetzt aber red ich von Ihren ungeborenen Kindern. Und ich hab ein Recht, von Ihren ungebornen Kindern zu reden, denn ich kenne Sie sehr wohl, ich weiß, daß Ihnen da nicht um eine Aventüre zu tun ist, wies tausend anderen wäre, sondern daß Sie nicht mehr und nicht weniger vorhaben, als aus der Mamsell Neuhaus Ihre gnädige Frau zu machen.

Rudolf *aufstehend*

Das hab ich niemanden gesagt! Niemand kann das aus meinem Mund —

Der Baron *sehr intrigiert, ist horchend halb aufgestanden.*

Johann *sieht sich um.*

Der Baron *gibt sich den Anschein, mit Aufmerksamkeit Schach zu spielen.*

Johann

Ah, Sie leugnen nicht, daß Sie es im Sinn haben. Nur daß Sie es jemanden hätten merken lassen, das leugnen Sie — und Sie sehen, auch darin irren Sie sich, werden schon zu Gnaden halten.

Rudolf

Und diese — Wörter, die ich vergessen muß, wenn ich dein Gesicht weiter soll um mich dulden können — die sind die Lektion, die meine Mutter dir eingelernt hat? Und das alles, weil es ein armes schuldloses Mädchen ist und keine Gräfin!

Johann

Nicht darum, weil es ein armes Mädel ist, sondern weil es eine zweideutige Person ist, eine gefährliche Person, um so gefährlicher, je schöner sie ist.

Rudolf

Schweig mit dem erbärmlichen Geschwätz. Warum hat meine Mutter nicht selbst mit mir geredet? Antwort!

Johann

Werden schon verzeihen, hat sie wissen können, wen Sie sich hierher bestellt haben? Froh war sie, „ein Stein ist mir vom Herzen, Johann", hat sie zu mir gesagt, „er geht nicht nach Innsbruck zurück, er be-

zieht das Fuchsschlössel, er wird Hühner schießen, er wills selber vergessen — o, ich kenn meinen Rudolf, der hat sich in der Hand, der braucht niemanden."

Rudolf

Ah — und die Woche vorher? bevor vom Fuchsschlössel die Rede war?

Johann

Was ihr da den Mund verschlossen hat? Der Respekt, den jeder Mensch bei uns, aufm Schloß und aufm Gut, von der gräflichen Gnaden bis herab zum letzten Stallbuben, vor Ihnen gehabt hat. Darum hat die gräfliche Gnaden geschwiegen — weil niemand auf der Reithenau sich untersteht, auszuspionieren, an wen Sie Briefe schreiben und von wem Sie Briefe empfangen; weil sich niemand untersteht, voraus wissen zu wollen, was Sie zu tun oder zu unterlassen beschließen; weil man zu Ihnen nicht spricht, wenn einem nicht das Wasser bis zum Mund geht — darum hat die gräfliche Gnaden geschwiegen — solang es möglich war.

Rudolf

Was heißt das?

Johann

Solang sie geglaubt hat, ihr Schweigen verantworten zu können. Da aber ist das Letzte gekommen.

Rudolf

Was ist gekommen?

Johann

Ein Brief ist gekommen.

Rudolf *auf*

Ah — ein Brief! Da sind wir also endlich bei dem erbärmlichen Losungswort, vor dem dieses Vexierschloß aufspringt. Ein Brief! Ein anonymer Brief natürlich. Was für ein Brief?

Faßt ihn an.

Der Baron *ist lautlos nach vorn gekommen, macht sich hinter den beiden an dem Flötenfutteral zu schaffen.*

Johann *bemerkt ihn, winkt Rudolf mit den Augen, tritt zurück, stellt sich in Dienerhaltung*

Zu Befehl, junger Herr. Jetzt also geh ich in die Stadt, mich um den Hafer umschaun.

Der Baron *ist zurück zum Schach.*

Johann *in verändertem Ton*

Kein anonymer Brief. Ein Brief mit voller Unterschrift, mit näheren Angaben der Person. Den Abend, wo der Brief gekommen ist, ist die gräfliche Gnaden zu mir heraufgekommen, zu mir ins Zimmer hinauf, das Gesicht verweint und eine Kerze in der Hand, weil die Stiegen schon dunkel waren. Und hat sich niedergesetzt und ist bei mir altem Kerl im Bedientenzimmer gesessen, bis wieder licht geworden ist und unten die Stalltür gegangen ist, und hat mir ihre Herzensangst ausgeschüttet.

Rudolf

Um einen Brief, um einen Fetzen Papier, den irgend ein bezahltes Subjekt —

Johann

Er ist von keinem bezahlten Subjekt. Aber es ist nicht um den Brief allein gegangen. Denn wie ich so vor ihr gestanden bin und sie mich

gefragt hat auf mein Gewissen, da hab ich reden müssen, und da hab ich auf einmal meine eigenen Erinnerungen selber erst verstanden. Und in alle miteinander hat der Brief hineingeleuchtet, wie eine Blendlatern in eine ganze Reihe von dunklen Zimmern.

Rudolf

Deine Erinnerungen? was für Erinnerungen?

Johann

An jedes einzelne Mal, daß ich dieses Fräulein und ihre Tante gesehen hab. An das erstemal in Innsbruck bei der Tauf bei dem armen Flickschneider, wo sie dagesessen ist, das blutjunge Mädel, mit rotgeschminkten Wangen — und dann das Mal, wo Sie sich mit ihr verabredet haben, allein zu soupieren, und wie sie gekommen ist, die angebliche Waise und Handschuhmacherstochter, mit Brillanten zugedeckt vom Hals bis auf die Schultern.

Rudolf

Das ist das Legat von ihrer Ziehmutter.

Johann

Die sie zuweilen, je nach Umständen, auch für ihre wirkliche Mutter ausgibt.

Rudolf

Hör auf.

Johann

Und diese erste Begegnung! die sollte, werden schon verzeihen, zufällig gewesen sein? Zufällig bittet man Sie und zugleich die Fräuln Neuhaus zu Paten bei zwei Zwillingen? Fragen Sie die braven Schneidersleut, was sie für die Gelegenheitsmacherei bekommen haben.

Rudolf

Hör auf.

Johann

Ich hör nicht auf. Ich fang erst recht an. Denn jetzt merk ich, daß mein Reden anfängt, Ihnen Eindruck zu machen — ja! ja! Wenn Sie zehnmal nein sagen! Weil ich Ihr Gesicht kenn, junger Herr, seit Sie auf der Welt sind, weil das nicht Sie sind, der diesen jähen Vorsatz gefaßt hat und diese heimlichen Anstalten getroffen, ihn auszuführen, — sondern das ist der x-beliebige junge Mensch, das ist der Der und Jener, das ist Ihr junges Blut, das zum erstenmal rebellisch wird, das ist eine ganz gewöhnliche Alltagsangelegenheit zwischen irgendeinem und irgendeiner. — Aber weil Sie Sie sind, weil Sie stolz sind auf sich selbst, darum soll aus dem, was für andere eine verschmitzte leichtfertige Aventüre wär, für Sie eine bitter ernste Angelegenheit werden, — und das haben sie da drinnen erkannt und machen sichs zunutz und fangen Sie in einer Schlinge, die aus Ihrer eigenen Großherzigkeit gedreht ist und aus Ihrem Stolz. Vor Ihrer innersten Natur hat man Ehrfurcht wie vor dem Blitz, der irrt sich auch nicht und fällt und trifft, wie er muß. — Aber solang ich dieses Muß nicht in Ihrem Gesicht geschrieben seh, solang steh ich da für Ihr besseres Selbst, das Sie in sich betäubt haben.

Rudolf

Jetzt geh und laß mich.

Johann

Zu Befehl. Aber dann, wenn Sie sich losgemacht haben und können mir trotzdem diesen Auftritt nicht verzeihen, dann gehn wir, wenn Sie befehlen, in den Wald hinaus und Sie zerschlagen Ihren Reitstock an meinem alten Rücken. — Es soll mich niemand klagen hören.

Rudolf

Geh sag ich. Und den Brief —

Johann

Werden Sie später befehlen.

Rudolf

Oder auch nicht — oder auch nicht! —

Johann

Das kann sein, junger Herr, daß Sie auch den Brief nicht einmal brauchen, um frei zu werden. Nur sich selber brauchen Sie dazu und Ihre zwei Augen.

Im Gehen, wendet sich nochmals

Aber, junger Herr, wenn Sie die alte Kupplerin hinausschmeißen und Ihre Mätresse aus der Jungen machen wollen —

Rudolf

Jetzt pack dich.

Johann *sich zurückziehend*

— dann will ich alter Esel mit Briefen laufen und Blumen hintragen und der Demoiselle servieren bei Tag und bei Nacht, junger Herr, und dazu ein diskretes Gesicht machen wie kein Junger.

Rudolf

Mach dich fort.

Johann *geht hinunter.*

Rudolf *vor sich*

Darum also war die Mutter so anders.

VORHANG.

AUS DEM DEUTSCHEN DANTE

DIE HÖLLE

I.

IN Mitten unsres Lebens an der Fahrt/ erfand ich mich in einem finstren Hagen/ denn ich der Rechten Straßen irre ward —
Ach harter Pein, und wem er glich, zu sagen,/ der Hagen, ein Wildwald, rauch und ungeheure,/ der an Gedanken mir erneut das Zagen!
Tod selbst ist saurer nicht denn seine Säure!/. Zu künden doch, was Heils ich dort empfing,/ sag ich, was mehr mich traf von Abenteure:
Ich vollspräch es nie ganz, wie ich mich drein fing;/ also von Schlaf das Mal war ich bezwungen,/ daß ich von der bewährten Straßen ging;
Doch da ich mich zu Berges Fuß gerungen,/ allwo ein Ende jenes Tales war,/ das so mit Fürchten durch mein Herz gedrungen,
Blickt ich empor und sah sein Schultern Paar/ schon angetan mit Scheinen des Planeten,/ der anderen Richte weist durch jede Fahr.
Zur Stund begann das Wetter sich zu steten/ das mir im tiefen Herzen-See benachtet/ die Nacht, durch die ich fuhr mit solchen Nöten;
Und wie ein Mann, des Odems schier verschmachtet,/ heil aus dem wilden Wog zur Lände strebend,/ herumgekehrt die Wassersnot betrachtet,
So mein Gemüt, annoch in Flüchten schwebend,/ verkehrte sichs, und maß die Bahn hinwieder:/ dieselbe ließ noch nie was käme lebend.
Alsbald ich angefrischt die lassen Glieder,/ hub ich aufs neu den öden Hang zu schreiten,/ den Fuß je strengend, der jeweil je nieder —
Und siehe, eben da sichs hub zur Leiten,/ ein Leopardel, schmeidig und sehr schnelle/ der trug von Fell gescheckert seine Seiten,

Und wich mir der mitnichten aus der Helle:/ ja also widerstand er
mir dar inne,/ daß ich zurück mich stellt an mancher Stelle.
Kommen war Zeit von Morgens Anbeginne,/ und Sonne sah ich im
Gestirn aufgehen/ das ihr gesindete, da Gottes Minne
So holde Ding anfänglich hieß erstehen,/ und war mir also guten
Wahns Gewähr/ gen jenem Reißenden in bunten Vehen
Die Stund am Tag und süßer Zeiten Kehr./ Zwar so nicht, daß
mir bang nicht wieder machte/ Gesicht, das mir von einem Leuen her
Erschien, (der war als ob er nach mir trachte,/ sein Haupt erreckt mit
Hungers Wut Gebärden,/ so daß die Luft — so deuchte michs
— erkrachte)
Und einer Welfin, die mit allen Gehrden/ beladen schien in ihrer
hagren Gräme/ und schon viel Volks gelehrt hat elend werden —
Von dieser überfiel mich solche Lähme/ mit dem Entsetzlichen das
von ihr drang,/ daß ich in Wind schlug, ob ich höher käme.
Und wie der Mann, der je nach Wucher rang,/ und kommt die Zeit,
die den betrifft mit Schaden/ dem härmt und trübt sich jeglicher
Gedank, —
Dem gleichte mich das Untier Sonder Gnaden,/ das gen mir über
näher Stund um Stund/ mich abverstieß, wo Sonne sehweigt im
Schwaden.
Indes ich scheiternd ward in feigen Grund,/ stand mir vor Augen Einer
der wie blöde/ von Schweigen, das zu lang ihm schloß den Mund —
Sein sah ich an und in der großen Öde/ „Erbarm Dich mein!“ so schrie
ich an sein Ohr,/ „ob wahr Du seist ein Mensch, ob Spuk und
schnöde!“
Er sprach: „Kein Mensch ich; aber Mensch zuvor;/ und beiderhalben
von Lombardenvätern,/ und kamen die aus Mantua empor,
Zu Julii Zeiten, ob zwar seinen spätern,/ geborn, und lebt in Rom
zur Zeit des Guten/ August, da Götzen logen ihren Betern;
Ein Dichter war ichs und gesang den vruten/ Anchises Sohn, daß er
von Troje kam/ da Iljon seine Hochfahrt galt mit Gluten.

Doch du was kehrst du rück zu solchem Gram?/ was steigst du nicht den Berg der hohen Wonnen/ dann aller Sälden Grund und Anfang kam?"

„Nun bist es du, Virgiljus und der Bronnen,/ dran solch Geström von Sprache sich erspeiste?"/ ich sprachs mit Scham und neigte überronnen.

„O aller Dichter Leucht und Ehre Meiste,/ ja müsse mirs durch Kunst und Müh gelingen,/ da mit ich mich zu deinem Buche fleißte!

Du bists der Meister mein, Du mein Entspringen,/ Du bists, von dem ich Lehen trag alleine/ den schönen Stil, der ehren tät mein Singen —

Das Vieh sieh an, um das ich mich unreine,/ hilf mir von ihm, Berühmt und Allerweisest,/ denn mirs erschüttert Adern und Gebeine!"

„Dir frommt, daß du fast andre Reise reisest"/ so sprach er auf mein Weinen und mein Beben/ „Eh du entkommst der Wildnis drin du kreisest,

Denn dies Gezücht, darum du schrieest eben/ läßt keinen frei, der zieht durch seine Straße/ vielmehr es bringt ihn um sein Weg und Leben;

Mißschaffen ists und arg so aus der Masse,/ daß es die Gier nie füllt von der es bleckt,/ und mehr denn ehe hungerts nach dem Fraße.

Viel Tiere sind da sichs mit überheckt,/ und ihrer mehr noch werdens eh dem Eiland/ der Rüde naht, dems unterm Biß verreckt.

Ja käm er in Italiens Schanden Heiland,/ dar um die Maid Camilla und getreu/ Eurialus und Nisus starben weiland —

Der selbe soll sie hetzen durch das Gäu,/ bis daß er sie im Höllenschlund verschlossen,/ von da sie Urneid schied zu unserer Reu!

Drum hab ich mich zu deinem Heil entschlossen,/ daß du mir folgst und ich bins dein Geleit/ und zieh dich hinnen auf den ewigen Sprossen

Da du denn hörst, wie heillos Folter schreit,/ ersiehst der Seelen Älter-
volk in Schulden/, wies tobt um wieder Tod, ob ders befreit,
Und dann gewahrest, die sich als gedulden/ im Feur; denn sie genähren
Kommens Wahn,/ wie spät es sei, zur Schar der letzten Hulden.
Wenn dichs zu denen dann verlangt hinan,/ — Wertre denn meine
Seele müß es walten!/ an die ich dich mit Urlaub will verlan.
Denn der ein Kaiser droben sitzt mit Schalten,/ will nicht, daß wer
in seinen Frieden zieht/ Kraft mein, ders wider sein Gesetz gehalten,
Und hat Gewalt ringsum, und dort Gebiet,/ dort ist die Burg und ist
sein Stuhl in Mitten;/ was Sälden hat, den er dorthin beschied!"
Und ich zu ihm: „Ich will durch Demut bitten/ bei dessen Gottheit,
den du nicht bekandest,/ auf daß ich Ärgres flieh, denn ich erlitten
Daß du mir weisest, wie dus eben nandest/ und ich Sankt Petres
Tor, das nie wer sach,/ ersäh und die du solcher Trübsal fandest —"
Drauf er sich dannen hub und ich ihm nach.

DAS FEGEFEUER

VI.

WO Spiel aufbricht, und sich Gesellen scheiden,
Säumt der's verliert, an aller Freude krank,
Tut Wurf um Wurf aufs neu und lernt von Leiden;

Fort mit dem andren schwenkt der ganze Schwank:
Der geht ihm vor, und der greift ihn am Kleid,
Und der, zur Seiten, buhlt um seinen Dank.

Er steht ihr keinm, gibt dem und dem Bescheid;
Dem er die Hand bot, macht ihm nimmer enge,
Und treibts, bis er von Praß und Schweif sich freit —

Solch einer war ich dort in mitter Menge:
Indes ich hin und her die Miene wandte
Als wer verheißt, entschlüpft ich dem Gedränge.

Da selbst war von Arezze — was ich kannte —
Den Ghindataccos frevler Arm erstreckte,
Und der ersoff, da er auf Waidwerk rannte, —

Da selbst erbat mich und die Hände reckte
Friedrich Novèl und des Pisaners Seele
Der am Marzuck das tapfre Schrot entdeckte.

Ich sah Graf Urs, und sah durch Haß und scheele
Abgunst der Geister einen los vom Leibe,
(so sagt er mir) und nicht durch eigne Fehle:

Das war Pier von der Broß; und hier betreibe
Eh sie dahin, die Fraue von Brabant
Daß dies sie nicht zur schlimmsten Herde schreibe!

So, ledig nun von Schatten allerhand,
Die nur mehr flehn, daß Bitten für sie zeugen,
Und sie sich fürdern in den lautren Stand,

Hub ich es an: „Doch dünkst du mich zu leugen,
O Meister mein, mit einer Zeile bündig,
Daß Himmels Ordenung Gebete beugen;

Und ist doch eben dies, drum all dies sündig
Geschlechte fleht: wird nun sein Wahn zunichte
Oder ward mir dein tiefrer Sinn nicht kündig?"

Und er hinwiedrum: „Meine Schrift ist schlichte,
Noch wird die Hoffnung wanken diesen allen,
So wer dies prüft nur heil ist von Gesichte,

Denn Urteils Berg soll darum nicht hinfallen,
Weil Liebes Feur erfüllt in einem „Jetzt"
Was denen gnugtut, die sich hier bestallen,

Und dort, wo ich dies Punktum hingesetzt,
Ward durch die Bitte Fehl nicht heil gemacht,
Weil schon die Bitte sich von Gott entsetzt.

Zwar du an also abgründigem Verdacht
Behafte nicht, es mittle dirs denn diese,
Die Licht ist zwischen Gott und Menschen Macht —

Und weißt du's nicht, ich sag' es von Beatrise,
Du wirst sie sehn; am First ist dirs verstattet
Des Bergs, daß sie dich selig lachend kiese."

Und ich: „Herr, gehn wir hurtiger, denn es mattet
Schon minder, denn bisher, mich hinnefort,
Und sieh auch, wie bereits der Hügel schattet —"

„An diesem Tage wandern wir so fort
So viels noch schafft. Doch anders, denn du sprichest,"
Sagt er, „ist dieses Dings Natur und Ort —

Eh dus ersteigst, denk daß du kehren sichest,
Die schon sich überdeckt mit dem Gewänd,
So daß du ihre Strahlen nimmer brichest.

Doch siehest du die Seele dort, getrennt,
All eine, einsam, gegen uns aus warten?
Die weist uns bäldere Straße, die sie kennt."

Wir nahten ihr. O Seele von Lamparten,
Wie sahst du groß von Art und streng gemut
Aus langen Blicken, die gemach gebahrten!

Mit keinem Wort tat sie uns nichts für gut,
Sondern sie ließ uns gehn, mit ganzer Stäte
Ausblickend wie der Leu wenn er sich ruht;

Dannoch Virgiljus trat ihn an mit Bete;
„Weis uns der Steige den du besten schaust —"
Und der entsprach dem Wort nicht das er täte,

Sondern, wo wir daheim und wie behaust,
Forscht er; mein holder Herr auf dies Gelüsten
„Mantua" — — und ganz der Geist in sich verklaust

Fuhr gen ihn auf von seinen alten Küsten,
Und sprach: „Mantuanisch Blut, Sordèl ich bins
Von deiner Stadt"; und lagen Brust zu Brüsten. —

Hei Magd Italien, Herberg Ungewinns,
Schiff ohne Steurers Kraft im großen Winde,
Du Lotter, nicht du Mutter, der Provins,

Sieh, dieser edlen Seel war so geschwinde,
Nur weil die Heimat an ihr Ohr gegrüßt,
Den Landsmann zu empfahn mit Angebinde,

Und lebt in dir nun Kampfs nicht ungebüßt
Kein Glied, und sich verzehren mit Gewaffen
Die eine Maur und Graben umbeschließt!

Geh suchen, Notige, längs deinen Haffen
Dein Meergestad und dann kehr dir ins Innre,
Ob irgend friedlich nichts an dir beschaffen!

Was frommt, ob dich mit altem Zaum behinre
Justinian, und steht dein Sattel leer!
Ja wäre ohne das der Schande minre!

Hei Brut, und hättest du der Frommheit mehr
Du ließest Cäsarn sich in Sattel rücken,
Wenn du an dir erkenntest Gottes Gehr:

Sieh, wie dies Vieh sich stellt mit ganzen Tücken,
Weil ohn den Sporn ders noch zu Ehren bringe,
Seit du die Hand behabest an der Zücken! —

Von Deutschland Albrecht, gilt dir so geringe
Die also wild verwuchs und ungehür,
Und bists der stegreifauf sie niederzwinge

So falle Sternenurteil nach Gebühr
Auf all dein Blut, ruchbares, obs belehrt
Und etwa schreckt den Folger deiner Kür:

Du und der Vater dein habts nicht gewehrt,
Durch Geiz verhalten fern von unsern Gauen,
Daß nun des Reiches Garten steh verheert!

Ja komm, Monaldi und Filippeschi schauen,
Monteck und Cappellett, wahrloser Mann,
Die schon geschändt und jene voll Mißtrauen!

Komm, Harter, komm, und sieh die Drängnis an
Der Edlen dein, und heil ihnn du die Schwären,
Und Santeflor wies daure, siehst du dann!

Komm schaun dein Rom und wies mit Harm und Zähren
Witwend allein tagaus nachteinsam schreit:
„Ach Kaiser mein, und willt mich nicht gewähren?"

Komm sehn und wie sich liebt die Christenheit,
Und ob Erbarm nicht wende deinen Sinn,
Komm schäm dich deines Leumunds weit und breit!

Und, — ob's mit Fug sei, — reiner Gott Trechtin,
Der du dich kreuzigtest um Erdensünden — —
Sehn deine frommen Augen andershin?

Wärs ja Heimsuchung, und in den Abgründen
Von Ratschluß schüfest dus zum guten End
Doch klaftertief ob aller Sinne Fünden?

Und sind doch nun die Städte ein Geschwend
Von Tyrannei, und wie Marzell geberdet
Jedweder Baur der frisch zum Parte rennt —

Wohl dir, Florenza mein, denn dir beschwerdet
Dies Beispiel nicht, dieweil dein hochgewitztes
Stadtvolk dich ganz befriedet und bewerdet!

Recht wohnt in manches Herzen, dannoch flitzt es
Gemach, weil Fürsatz Meister ist des Strangs:
Doch deinem Volk am hohen Maule sitzt es!

Gemeines Amt flieht mancher ob des Zwangs, —
Doch deinem Volk ist ungerufen jach
Zur Antwort und es schreit: „Ich unterfangs!"

Nun hab hoch Mut, ja hast dus wol Ursach:
Du Reiche, du mit Witze, du mit Frieden!
Der Ausgang birgts nicht, ob ich Wahrheit sprach.

Athen und Lacedämon, die beschieden
Uralt Gesetz, und ihre Statt war edelst, —
Klein ist um Wohlfahrt ihr Verdienst hienieden

Gein dir, die also listenreiche fädelst
Verordnung, daß bis Allerseelentag
Kaum hebt, was du am mitten Weinmond nädelst.

Wie manches Mal, des man gedenken mag,
Recht, Münz und Obrigkeit und Sitt und Launen
Hast du erneut mit Schlag und Widerschlag!

Und wenn dirs andenkt, müssest du nicht staunen,
Wenn du dir selber scheinst als jene Süchtige,
Die Ruh nicht finden mag in ihren Daunen,

Und um sich rollt, daß sie die Qualen schwichtige!

LYRISCHES

VERSE

NACH BETRACHTUNG VON LANDSCHAFTS-ZEICHNUNGEN GESCHRIEBEN

DAS Land hat keine Kinder und kein Licht, —
Das Feld erstickt von Korn, doch reift es nicht;
Im Haus gehn keine Kammern stufenauf,
Doch stiert es wie aus Mienen und Gesicht,

Doch tut lebendig zwischen Fuß und Stauf
Der dumpfe Berg die weißen Augen auf, —
Der Baum kommt nicht zu Frucht und nicht zu Schatten,
Er übersteigt die Kuppe mit dem Knauf. —

Geh nicht nach Süßem aus durch solche Matten!
Straße war nie, was hier in scharfen glatten
Krümmen schief einsank und sich wieder hob:
Es ist nur Bild von Ängsten, die wir hatten,

Wo sich zu Landschaft, Höh und Tal, verschob
Dein heimlichstes Gesicht von Scham und Lob —
— Denn jeder sehnt sich, gutes Land zu sehn,
Und haßt, was ihn mit Wirrnissen umwob — —

Wo du noch sprachst: „Ich will nur freier stehn"
Und drehst dich schon, wie sich Verstrickte drehn,
Und kämst du siebenmal den Straßen zu —:
Fluch wird ein Weg und diesen mußt du gehn!

Sind wir denn eines Blutes, ich und du?
Siehst du, wie ich aus gleichen Augen tu,
  Das Böse Leben, früchtelos und beinern,
Und klimmst im wilden Schlafe ohne Ruh

Den großen Kreuzweg nach der kühlern, feinern
Goldluft des Abends, lechzend nach dem reinern
  Bergwind, und stirbst in den erbarmungslosen
Gassen der Welt, wie sie um dich versteinern!

Darin die kurzen feigen Winde stoßen
Mit staubigem Mund, und nirgend ist ein Tosen
  Von Flut, wo fette graue Stiele wesen
Und hauchen, und es gibt noch keine Rosen!

Dies sind die Zeichen. Diese kann ich lesen;
Dies ist das Land für dich und mich gewesen
  Und eine, die verfluchten Leibes war
Und konnte ihrer Seele nicht genesen

Und ging und nahm wo einer andern wahr,
Die schreiend kniete und im Knien gebar,
  Und zweie hielten sie an den Gelenken
Der Hände über Tod und Böser Fahr,

Und andre brachten laufend an den Henken
Ein Bad und einen Becher, sie zu tränken,
  Und jene, zitternd, steht dabei und schäumt
Mit engem Mund und kann vor Tod nichts denken —

Und Gott hat nicht gewollt, daß sie nur träumt.

ODE MIT DEM GRANATAPFEL

DIESE Frucht der Persephoneia, Gastfreund,
Schont ich dir und mir in Gedanken herbstlang —
Dir und mir vor Nacht, da das erstemal O- rion in Osten

Groß mit Hunden hinter dem Jahr heraufkommt,
Brach ich heut die fertige Last: nicht klagend,
Wohl nicht klagend; aber der alten Toten- Klage gedenkend.

Wenn das Fest ist, dies, da man ihrer andenkt,
Ihnen nichts als alternde Blumen, nichts als
Bettlerlicht auf Knien ins unbekränzte Dunkel hinabreicht,

Dann nicht ohn ein reiferes Zeichen sollst du,
Ohn ein Opfer, das dir gemäßer sei, nicht
Stehn und suchen: Nimm den geheimnisvollen Apfel des Hades.

Denn die Schale, wo sie schon aufbricht, wer sie
Längs hin durchreißt, Nester der Purpurkerne
Schöpfend schenkt, wie sollt es ihn reun, ob berstend Einer zerblute,

Da nach Keim sie unten verhungern, dein Blut
Nicht bis hin langt? Sühne das Nichts und Fast-Nichts
Gleichnishaft und scheide: Du hast nur Bilder, Mensch, deiner Gottheit!

Alle die wir wurden und da sind, wohnen
An der Grenze. Jede Sekunde stößt an
Reifes Jenseits draus keine Hand mehr Händen Wirkliches abnimmt.

Dennoch, Bruder, nimm du sie dennoch, Ernte
Gib sie dennoch, die ich der Herbstglut preisgab,
Weiter — halb gab: Denn in der Baumnacht, taulos, Haftete jahrlang

Stets licht-abseits stille die kalte Halbfrucht,
Grün und fremd, dem emsigen Vielfuß kundig,
Spinngeweben heimlich, und trank von Wind noch Regen bis heut nicht.

Besser so. Es muß für die Reinsten etwas
Keusch, ein Ei sein, das in der eignen Hut wächst,
Kühl, ein Herz, das, vielen genehm, dem Einen Einsamer anhangt.

Uns auch bräunt am Leben die Wange, Gastfreund,
Unsres Herbsttags, Kern über Kern entfaltend,
Lautlos wachsend, warten auch wir nach ganz vernichteter Jugend:

Was untröstlich gegen den Baum blickt, standhaft
Abgewandt von Sonnen, die heutges bunter
Sehn als gestern, dies zu entdecken wehrt mir, Außer der Andacht,

Auch dies Zwielicht, da mir mit Tau ins Nachtbeet
Weit im Bogen fahrende Gäste kehren, —
Faltern gleich, doch eben um ein unsagbar Deutliches anders,

Ob sie gleich wie jene bei Tag wer weiß wo,
Nachts wer weiß woher mit dem Seglerlaut des
Flugs angeisternd, vor dem nur heut noch schönen Munde sich stillen.

November 1907.

AN DIE SIXTINISCHE MADONNA

1

O KÖNIGIN, wie blickst du streng ins Weite,
Als wüßtest du von unsrer Seelen-Not,
Und hättest durchgekostet alle Streite
Des schmalen Wirbels zwischen Tod und Tod.

Als wüßtest du vom Krampf der kranken Seelen
Und von der Bitternis, die uns befällt,
Wenn immer neu mit heftigen Befehlen
Die Feuersbrunst des Morgens sich erhellt.

Dir, freilich, leuchtet nun das andere Licht,
Das nicht so leidenschaftlich wirr und schwank
Sich mit der kalten Finsternis bekriegt:

Hier ist ein ewig bleibendes Gesicht
Voll weißen Friedens, ohne Untergang,
Das schmeichelnd sich um deine Füße schmiegt.

2

Wenn die Verzweiflung träte aus den Toren
Der alten, abgelebten Welt und fände
Der reinen Wolken graues Schneegelände,
Das deiner Sohle du zum Feld erkoren,

Wenn in des Grames blindgeweinte Augen
Ein Leuchten träfe, wie zu deinen Füßen
Die Ferne leuchtet, würden sie dich grüßen
Und sich Gesundung aus der Kühle saugen.

Du wohnst in einem Licht, das milde blickt,
Nicht allzu hell, nicht allzu warm: denn Herzen,
Verdorrt von Wirbel-Feuern dieser Zeit,

Sie tauchen gern, zum letztenmal erquickt,
Aus allem Gegensatz von Brunst und Schmerzen
Ins immer laue Bad der Ewigkeit.

3

Wenn dieses Kind, aus deinem Arm entlassen,
Den schmalen Sims mit Lächeln übersteigt
Und in der Totenwelt beschmutzten Gassen
Die Reinheit seiner Götterstirne zeigt,

Und wenn Begierde kommt mit ihren Qualen
Und zu dem einzig Auserwählten spricht:
Du sollst mit Wucher mir dein Glück bezahlen:
— Du weißt das alles; und du lächelst nicht.

Du hast in deinem reinen Leib getragen
Die einzig reife, einzig wahre Frucht,
Und bist die Mutter, bist die Königin.

Was Schicksal hieß und heißt in allen Tagen,
Nahm vor sich selbst in deinen Schoß die Flucht
Und streckt als Kind die Hände nach dir hin.

4

O allzu weites, allzu fernes Land!
Flur, drin Entsagung nicht zu Hause wäre,
(Denn wo entsagte man, da nichts sich fand
Als eine einige Göttlichkeit und Leere?)

Wie hast du dich mit Wolken aufgeschmückt,
Die scheinbar deine Einigkeit zertrennen,
Und hast uns Bilder vor das Aug gerückt,
Himmlische Bilder, die wir nicht erkennen?

Nicht weiß auf Erden eine jener Fraun,
Die gleich den Tieren eine Frucht getragen,
Von dieser Frucht so göttlich weg zu schaun.

Wir sind die Ausgeburt von Nacht und Tagen;
Die große Heiligkeit erweckt uns Graun.
— Wir haben der Madonna nichts zu sagen.

5

Die andere Frau schaut durch gesenkte Lider
Den Kindern zu, die auf der Schwelle ruhn:
Sie brauchten einen Flügelschlag zu tun
Und flögen, ahnungslos, zu uns hernieder.

Sie trügen wohl auf ihren bunten Flügeln,
Als Schmetterlinge himmlisch leichten Flaums,
Den reinen Duft des unbewohnten Raums
Und zarten Gruß von weißen Rosenhügeln.

Blickt her zu uns! Vielleicht verstünden wir
Die Kindlichkeit, die wir an euch gewahren;
Denn einmal blickten wir so seelenlos

Und ohne Furcht ins irdische Revier,
Da wir noch ohne Wort und Lüge waren,
Die kaum Entsprossenen aus dunklem Schoß.

6

O du unnennbar traurig Angesicht,
Das also ernst aus Kinderaugen blickt,
Wo ist der Tau, der deine Stirn erquickt,
Wo Dämmerung, die freundlich zu dir spricht?

Schon spürt die schwere Hand das Nägelmal,
Die Schulter trägt des Kreuzes dürre Last,
Schon fühlt dein Herz die hoffnungslose Qual,
Die du, o Sohn, auf dich genommen hast.

Du breitest schweigend deine Arme aus
Und schließest eng an deine Brust den Haß
Und gehst hinweg in unsre Einsamkeit.

Sag, armes Kind, wo ist dein Vaterhaus?
Hat denn für dich der Himmel kein Gelaß,
Kein Obdach, ärmster Wanderer, bereit?

7

Mich dünkt, es flammt von deinem Haar das Zeichen
Des letzten Siegs, dem alles sich vergleicht.
Vor deiner Braue muß die Welle weichen;
Und des Gebirges Last wird federleicht.

Du rührst den Stein, daß er sich redend kündet,
Der sonst verschlossen, ahnungslos geruht,
Der irre Wind wird deinem Pfad verbündet,
Es kühlt das Feuer sich an deiner Glut.

Der erdgebundenen Tiere dumpfes Gehren
Und selbst des Menschen ränkevoller Sinn
Will sich in deiner Lauterkeit verklären
Und wirft sich fromm zu deinen Füßen hin.

Du löst den Bund, der jedem streng verwehrt,
Daß es sich gegen seine Heimat kehrt.

8

Es sprach ein Gott lang vor dem Morgengrauen:
Mich wundert dieser ungeheuren Weite;
Der Grenzen wundert mich, der Widerstreite.
— Da sprachest du: „Ich will die Weite schauen."

Und wandtest dich und wurdest eingeboren
In Stein und Kraut und luftigem Gefieder,
Und wandtest dich und liefest immer wieder
In neue Tore aus den alten Toren.

Du wurdest Mensch und wardst nach unsern Sitten
In einer Mutter dumpfem Schoß empfangen,
Und bist mit Lindigkeit und Ernst inmitten
Der Feuerzeichen dieser Welt gegangen.

Wir haben dich gemartert und vertrieben:
Denn sieh, o Herr: Wir hassen, die uns lieben.

PINDARS
DRITTES PYTHISCHES GEDICHT

Dem todkranken Könige Hieron von Syrakus vom Chore gesungen,
als sein Preiskämpfer Pherenikos in Delphi gesiegt hatte.

ACH ich wollte, daß Philyras Sohn, daß Chiron
— Wenn dem allen gemeinen Gebet
Unsere Zunge geliehn sein müsse —
Noch lebte (so ist er dahin!),
Himmlische Frucht, der Kronide, Fernhin schaltend und säße
Aller der Pelionschluchten
So heut wie eh, tiergöttlich im Öden, gewaltig, —
Menschenkindern hold gesinnt; also gesinnt vor alters
Zog doch er zum Meister der Linderungen
Und alles, was Gliedern bekömmlich,
Den Helden Asklepios auf,
Jeglichen Siechtums heiter ernsten Heiland!

Denn es hatte des Reiterköniges Kind,
Des Phlegyas, den nicht bis zum schweren Stündlein
Ausgetragen, noch von der Mutter wie sonst
Ihn Eleithyia die Heilige Helfrin gehoben,
Sondern von Artemis' goldnem Mordstrahl
Niedergeschossen im Gadem Ging sie mit Haïdes hausen,
Wie es Apollo bewirkte —
Groll von Herz auf ist kein Spiel
Bei Gottes Söhnen; aber sie lächelte sein,
Andre Ehe lobte sie sich
Im Knäul der Gedanken, hehlings vor dem Vater, —
Und war eh diesem mit Phoibos
Oh, im Schoße des Niegeschorenen Weib geworden,

Und den lauteren Keim von Gott schon tränkend,
Duldete sies beim bräutlichen Tische nimmer,
Noch wo tobender Schall zu Hochzeit aufjauchzt
Und die Genossen der Jugend Gespielinnen Mägde bei Mägden
Vor Abend verwegene Lieder
Anheben: sondern sie dehnte sich nach Fernem:
Mancher ist, dem gehts wie ihr, —
So verloren ist unter den Menschen
Kein Blut, wie das sich des Heimischen schämend
Nach auswärts lungert und jagt einen Schein und faßt ein Nichts.

Also schweres Geschick befiel die Seele
Der schlanken geschmückten Koronis; nämlich sie lag zum
Fremden Recken ins Bett, der hergefahren
Vom Lande der Arkader kam;
Aber dem Späher entgehts nicht; Ruhend im Herdengebrüll von
Pytho, gewahrt sie des Heiltums
König Loxias, hörts vom flinksten,
Schärfsten Gesellen und muß wohl glauben
Seinem Sinne, der alles weiß; so hat ihm
Kein Trug nichts an; verstohlen spielt ihm der Götter
Nicht und Sterblichen keiner mit Tun mit oder mit Trachten.

Und ihm war in des Ischys
Gastbette, des Eilatos-Sohnes, das Spiel so bald nicht
Und die frech gebrochene Treue bewußt,
Und er entsandte die Schwester Schütternd von rasender Zornwut
Nach Lakereia in Lüften:
Denn felsaufwärts über der boibischen Marsch
War sie gesessen, die Magd; und was sie schuldig
Gemacht, dämonisch widerwärtiges Los,
Schlug sie tot; da hatten die Nachbarn
Das Leiden davon, und manche

Erblichen mit ihr; viel Wald im Bergland —
Aus einem Keime springt Feuer und legt ihn wüste.

Aber da nun über den Wall aus Scheitholz
Blutsfreunde die Junge gelegt und ringsum laufend
Der fräßige Wasen Hephaists rann, sprach Apollo: „Nimmermehr
Dulde mein Mut, daß Fleisch von mir im bittren
Tode die häßliche Schuld der Mutter mitstirbt."
Sprachs und hoch vom Firste des Brandherds kriegt' er
Aus dem Leichnam raubend das Kind zu fassen, —
Hochauf schlug der flammende Stoß
Auseinander vor ihm; und brachts und gabs
Nach Magnesia dem Kentauren, daß ers lehre,
An Menschen zu heilen, was sie befällt mit Ungesucht.

Und sie alle, denen am Leibe Schwären
Aufgehn von selbst und tragen sie so, und alle,
Denen der gleißende Stahl die Glieder
Oder ein Stein fernher versehrte und denen
Sommerlich Feuer am Leibe   Oder die Fröste geschadet
                                                    Alle aus jeglichem Wehtag
Löst' er, die mit schläferndem Liede besprechend,
Die mit kühlenden Tränken, denen
Mit Arznei die Gelenke ringsum schienend,
Und mit Schnitten die andern stellt' er aufrecht.

Aber an Wucher hängt das Weiseste selbst.
Diesen hat dann
Gold in Händen mit prahlender Miete verführt,
Von Tode zu Leben einen Verfallnen zu bringen:
Aber die Hände des Zeus   Schlugen durch beide hindurch,
                                                    Nahmen den Hauch aus den Brüsten
Augenblicks; ein Brandblitz brachte das Ende. —

Von den Obern außer Gewohntem soll sich
Weiter nichts ein sterblich Gemüt herabflehn,
Nur kennen, was ihm den Fuß
Zunächst betrifft: was es besagt: „Wir leben“!

Nie, o liebe Seele, den Leib unsterblich
Zu haben, kümmre du dich: erschöpfe die tunliche Arbeit!
Zwar wofern in der Kluft der ruhige Chiron
Noch wohnte und einiger Zauber ihm etwa
Ins Herz aus unserm entzücktesten Singen ränne,
Ach, ich gewänn es ihm ab,
Daß er heut noch ehrlichen Männern die hitzige
Sucht zu heilen der Meister einen entsändte,
Den der Vater oder Apollo Kind heißt.
Unter ein Segel gesessen, wollt ich mit Schiffahrt
Dann teilen ionische Bucht
Zum Freund am Ätna vorwärts, wo Arethusa rinnt,

Der ein König in Syrakus gebeut,
Mild den Bürgern, keinem Gerechten gram,
Gastfremd Gekommenen wundervoll ein Vater:
Wenn ich diesem solche gedoppelte Gunst
Anlandend brächte, Gesundheit, Goldene, außer dem Festzug,
Der mit dem pythischen Kranz kommt
(Denn Pherenikos wurde zu Kirrha der Erste),
Weiß es Gott, so dünkte ihn
Seliger leuchtend als irgend himmlischen Lichtes
Meines Heraufgangs Scheinen aus tiefem Meer-Grün!
Beten aber, beten will ich nun gehn
Zur Mutter, die mit dem Pan
Außer der Laube am Vortor meines Hauses
Die Mägde gut und Göttin nennen
Singend nachtaus nachtein.

Hieron, wenn du der Vorzeit   Höchste Verkündung erstiegen,
Sahst du auch dieses und weißt es:
„Zwiefach teilen auf Eine Gnade
Den Sterblichen Leiden Unsterbliche zu —."
Und es sind die Blöden, dies mit Ordnung
Zu ertragen, nicht vermögend,
Aber die Adligen sinds,
Und sie kehren das Schöne dran nach außen.

Guts die Fülle —: Du hast dies Teil erwählet;
Herzog dich deines Volks und Herrn
Sieht, wenn einen der Menschen, das Große Schicksal;
Aber ein sicherer Weltlauf ward
Weder dem Aiakos-Sohne Peleus
Noch dem Kadmos Göttergenoß; es sollen
Reichern Glücks als irgend Sterbliche diese
Gewaltet haben, sie hörten die goldbekränzten,
Im Gebirge die Musen singen und selbst
Im siebenpfortigen Theben, als sie Hochzeit
Mit der götteräugigen Harmonia der eine
Und mit des ebenmütigen Nereus
Prachtvollem Kinde der andere Held, mit Thetis, hielt,

Und die Götter aßen bei diesem und dem:
Leibhaft sahn sie die Königs-Söhne des Urgotts
Auf goldenen Schemeln gesessen und nahmen
Brautgaben an. Von Gottes Gnaden verwandelt
Gegen verschollene Mühsal,   Reckten sie steil ihre Herzen.
Aber die Zeiten vergingen,
Und dem einen kränkten mit schneidenden Qualen
Der Töchter drei sein Freudenteil; — mit Thyone zwar
Fuhr Zeus zu Bett in die Lust der blendenden Arme, —

Und der Sohn, den einzig dem andern gebar
Der Unsterblichen Leib zu Phthia, — erschossen
Ließ er die Seele im Kriege und regte
Flammend von ragendem Holzstoß Heulen im Danaer-Heer auf:
Was von den Seligen komme —
Wer den Weg des Wahren im Sinne behält,
Still für Wohltat nehm er es an; dahin daher
Mit hohen Flüchten wechseln die Winde. Menschenwohlfahrt
Hält nicht die Länge, je schwerer die Schätze lasten.

Klein im kleinen und groß im großen Geschick
Soll ich sein, Gottheit, die mich stets umflügelt,
Mir zugewöhnen mit Dienste je nach Kräften.
Aber gewährte mir Schatzes Fülle der Gott,
So wär ich großen Gerüchts getrost auf ewig.
Nestor und von Lykier-Land
Sarpedon, Sprichwort rings im Volk,
Aus mächtigem Heldengesange, wie Meisters Kräfte
Ihn wirken konnten, kennen wir sie:
Größe schwillt im prachtvollen Lied
Über die Zeit; und das zu werben, brauchts nicht viel.

DER DRUCK DIESES BUCHES
ERFOLGTE IN DER OFFIZIN
W. DRUGULIN ZU LEIPZIG


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 13 20 11 006 6